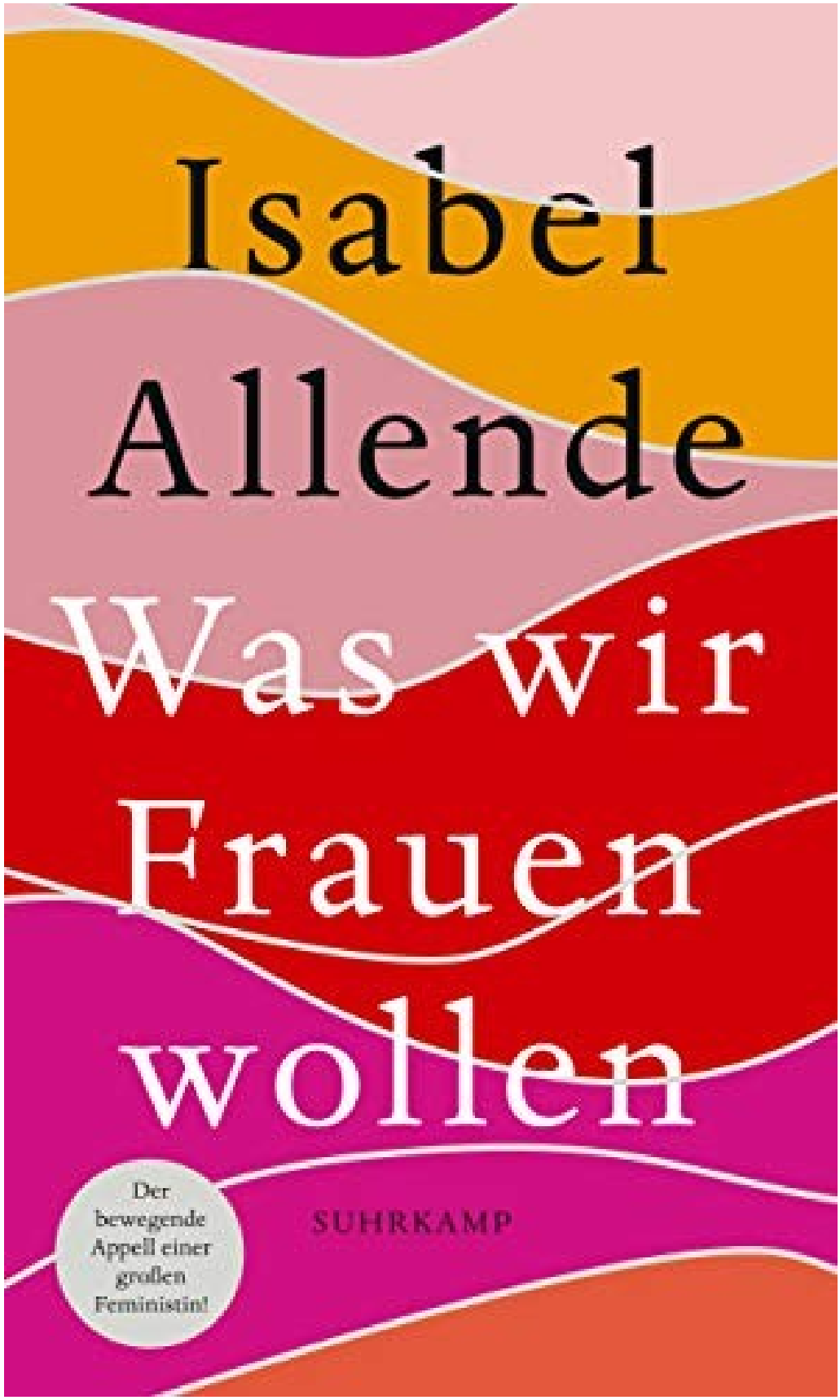
Isabel Allende

Was wir Frauen wollen

Der bewegende Appell einer großen Feministin!

SUHRKAMP


Isabel
Allende
Was wir
Frauen
wollen
Der bewegende Appell einer großen Feministin!
SUHRKAMP

Isabel Allende
Was wir Frauen wollen

Aus dem Spanischen von Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Für Panchita, Paula, Lori, Mana, Nicoleund all die anderen außergewöhnlichen Frauen in meinem Leben

Inhalt

Cover

Titel

Widmung

Inhalt

Informationen zum Buch

Textnachweis

Impressum

Hinweise zum eBook

WENN ICH SAGE, dass ich schon im Kindergarten Feministin war, ehe man in meiner Familie den Begriff überhaupt kannte, dann ist das nicht übertrieben. Ich bin 1942 geboren, wir sprechen hier also von grauer Vorzeit. Meine Auflehnung gegen die Herrschaft der Männer nahm ihren Ausgang vermutlich in der Situation meiner Mutter Panchita, die von ihrem Ehemann in Peru sitzen gelassen wurde, zusammen mit zwei Kleinkindern und einem Säugling. Das nötigte Panchita dazu, sich zurück in die Obhut ihrer Eltern in Chile zu begeben, in deren Haus ich die ersten Jahre meiner Kindheit verbrachte.

Das Haus meiner Großeltern im Providencia-Viertel von Santiago, das damals eine Wohngegend war und heute ein Irrgarten aus Geschäften und Bürotürmen ist, war groß und unansehnlich, ein monströser Kasten mit zugigen, hohen Zimmern, Ruß aus den Kerosinöfen an den Wänden, schweren roten Samtvorhängen, spanischen Möbelstücken, die dafür gemacht waren, ein Jahrhundert zu überdauern, scheußlichen Porträts von verstorbenen Verwandten und Stapeln eingestaubter Bücher. Der vordere Bereich des Hauses war herrschaftlich. Man hatte sich bemüht, der Stube, der Bibliothek und dem Esszimmer ein elegantes Flair zu verleihen, doch diese Räume wurden so gut wie nie benutzt. Das übrige Haus gehörte als unaufgeräumtes Reich meiner Großmutter, den Kindern (meinen beiden Brüdern und mir), den Hausangestellten, zwei oder drei Hunden von unerfindlicher Rasse und einigen halbwilden Katzen, die sich hinter dem Kühlschrank unkontrolliert vermehrten. Die Köchin ertränkte die neugeborenen Kätzchen in einem Eimer im Hof.

Mit dem verfrühten Tod meiner Großmutter verflüchtigten sich Freude und Helligkeit aus dem Haus. Ich erinnere mich an meine Kindheit als an eine Zeit voller Furcht und Dunkelheit.

Was ich fürchtete? Meine Mutter könnte sterben und wir in einem Waisenhaus landen, der Teufel könnte in den Spiegeln erscheinen, die »Zigeuner« könnten mich rauben, kurz, alles Mögliche, womit man

Kindern damals Angst einjagte. Ich bin dankbar für diese unglückliche Kindheit, weil sie mir Stoff für mein Schreiben liefert. Wie Romanautoren klarkommen, die eine angenehme Kindheit in einem normalen Zuhause hatten, ist mir rätselhaft.

Sehr früh begriff ich, dass meine Mutter gegenüber den Männern der Familie benachteiligt war. Sie hatte gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet, war gescheitert, wie man es ihr prophezeit hatte, und die Ehe wurde annulliert, was der einzig gangbare Weg war in diesem Land, in dem Ehen erst seit dem Jahr 2004 rechtmäßig geschieden werden können. Sie verfügte weder über eine Berufsausbildung, um zu arbeiten, noch über Geld oder über Freiheit, und sie bot Anlass für Gerede, weil sie von ihrem Mann getrennt und außerdem jung, hübsch und kokett war.

MEIN ZORN AUF DEN Machismo begann in diesen Kinderjahren, in denen ich meine Mutter und die Hausangestellten als Opfer erlebte, als untergeordnet, ohne Handhabe und ohne Stimme, meine Mutter, weil sie mit den Konventionen gebrochen hatte, die anderen Frauen, weil sie arm waren. Natürlich verstand ich das damals noch nicht, Worte dafür fand ich erst im Alter von fünfzig in der Therapie, doch die Gefühle von Frustration waren, auch ohne dass ich sie gedanklich erfassen konnte, mächtig genug, um für immer mein Verlangen nach Gerechtigkeit und meine tiefsitzende Abneigung gegen jede Form von männlicher Vorherrschaft zu prägen. Mein Widerwille galt als abwegig in meiner Familie, wo man sich zwar als intellektuell und modern begriff, nach heutigen Maßstäben jedoch schlicht steinzeitlich war.

Panchita konsultierte mehr als einen Arzt, um herauszufinden, was mit mir los sein könnte, ob ihre Tochter womöglich unter Bauchkrämpfen litt oder einen Bandwurm hatte. Halsstarrige und herausfordernde Züge, die man bei meinen Brüdern als männliche Grundeigenschaften begrüßt hätte, galten in meinem Fall als behandlungsbedürftig. Und ist das nicht fast immer so? Mädchen spricht man das Recht ab, zornig zu sein und außer sich zu geraten. Psychologen gab es auch damals schon in Chile, womöglich sogar Kinderpsychologen, aber einen aufzusuchen war aufgrund der herrschenden Tabus den heillos Irren vorbehalten und in meiner Familie noch nicht einmal denen. Unsere Spinner wurden hinter verschlossenen Türen ertragen. Meine Mutter bekniete mich, zurückhaltender zu sein. »Ich weiß nicht, wo du das alles herhast, wenn du so weitermachst, heißt es noch, du wärst ein Mannweib«, sagte sie einmal zu mir, wobei unklar blieb, was dieses Schimpfwort bedeuten sollte.

Sie hatte allen Grund zur Beunruhigung. Als ich sechs Jahre alt war, verwiesen die deutschen Nonnen mich wegen Aufsässigkeit von der Schule, wie ein Präludium zu dem, was mein weiterer Lebensweg sein

würde. Ich frage mich gerade, ob sie das nicht in Wahrheit taten, weil Panchita vor dem Gesetz eine alleinstehende Mutter von drei Kindern war. Auch wenn das die Nonnen eigentlich nicht erschüttert haben dürfte, denn in Chile werden die meisten Kinder außerhalb von Ehen geboren, war es doch unerhört in der Gesellschaftsschicht, aus der die Schülerinnen dieser Lehranstalt kamen.

Jahrzehntelang habe ich meine Mutter als Opfer betrachtet, doch mittlerweile habe ich gelernt, dass ein Opfer als jemand definiert ist, der keine Kontrolle und Macht über seine Verhältnisse besitzt, und ich glaube, das trifft auf sie nicht zu. Sicher wirkte meine Mutter zunächst gefangen, verwundbar, zuweilen verzweifelt, doch ihre Lage änderte sich, als sie sich meinem Stiefvater anschloss und die beiden zu reisen begannen. Sie hätte stärker für ihre Unabhängigkeit eintreten können, dafür, das Leben zu führen, das sie sich wünschte, und ihr enormes Potential auszuschöpfen, anstatt sich zu unterwerfen, aber ich habe leicht reden, schließlich ist meine Generation mit dem Feminismus aufgewachsen, und ich hatte Chancen, die sie nie bekommen hat.

NOCH ETWAS FAND ICH mit fünfzig in der Therapie heraus, dass nämlich die Abwesenheit eines Vaters bestimmt zu meiner Auflehnung in Kinderjahren beitrug. Ich brauchte sehr lange, um Onkel Ramón zu akzeptieren, wie ich den Mann, mit dem Panchita zusammenkam, als ich ungefähr elf war, ein Leben lang nannte, und um zu verstehen, dass ich keinen besseren Vater als ihn hätte haben können. Das begriff ich, als meine Tochter Paula geboren wurde, er hingerissen wurde von seiner Liebe zu ihr (seine Gefühle wurden erwidert) und ich zum ersten Mal die sanfte, einfühlsame und verspielte Seite dieses Stiefvaters wahrnahm, dem ich einst den Krieg erklärt hatte. Als Heranwachsende hatte ich ihn gehasst und seine Autorität in Frage gestellt, aber weil er ein unverbesserlicher Optimist war, bekam er das überhaupt nicht mit. Wollte man ihm glauben, bin ich immer eine vorbildliche Tochter gewesen. Onkel Ramón besaß allem Negativen gegenüber ein derart schlechtes Gedächtnis, dass er mich im Alter Angélica nannte – das ist mein Zweitname – und mir riet, auf der Seite zu schlafen, um meine Engelsflügel nicht zu zerdrücken. Das wiederholte er bis zum Ende seiner Tage, als er durch Demenz und Lebensmattigkeit schon nur noch ein Schatten seiner selbst war.

Über die Zeit wurde Onkel Ramón zu meinem besten Freund und Vertrauten. Er war fröhlich, herrisch, stolz und ein Macho, auch wenn er das mit dem Argument von sich wies, niemand verhalte sich Frauen gegenüber respektvoller als er. Ich konnte ihm nie wirklich begreiflich machen, worin sein ausgeprägter Machismo im Kern bestand. Er hatte seine Frau verlassen, mit der er vier Kinder hatte, und die Annullierung dieser Ehe konnte er nicht erwirken, sich also mit meiner Mutter nicht rechtskräftig verbinden, was die beiden aber nicht daran hinderte, fast siebzig Jahre zusammenzuleben, und auch wenn das zu Beginn für Empörung und Gerede sorgte, stellte später kaum noch jemand ihre Verbindung in Frage, weil die Sitten sich lockerten und man sich wegen

der fehlenden Scheidungsmöglichkeit allenthalben ohne Papierkram zusammenfand und trennte.

Panchita bewunderte die Vorzüge ihres Partners, ärgerte sich aber nicht weniger über seine Unzulänglichkeiten. Die Rolle einer Ehefrau, die nichts zu sagen hat und häufig wütend ist, übernahm sie aus Liebe und weil sie sich nicht in der Lage sah, ihren Kindern allein eine Zukunft zu bieten. Ernährt und beschützt zu werden hatte eben seinen Preis.

MEINEN LEIBLICHEN VATER HABE ich nie vermisst, und ich war nie neugierig, etwas über ihn zu erfahren. Als Bedingung dafür, dass er der Annullierung der Ehe zustimmte, hatte er von Panchita verlangt, sich nicht um seine Kinder kümmern zu müssen, und das trieb er so weit, dass er nie mehr den Kontakt zu uns suchte. Die seltenen Male, wenn sein Name in der Familie fiel – alle mieden das Thema tunlichst –, bekam meine Mutter heftige Kopfschmerzen. Mir gegenüber behauptete man nur, er sei sehr klug und habe mich sehr geliebt, habe mir klassische Musik vorgespielt und Kunstbücher mit mir angeschaut, so dass ich schon mit zwei Jahren erkennen konnte, von welchem Maler ein Bild stammte. Er sagte Monet oder Renoir, und ich fand die entsprechende Seite im Buch. Ich bezweifele das. Mir würde das heute im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte nicht gelingen. Da sich das aber, wenn überhaupt, vor meinem dritten Lebensjahr ereignet haben muss, kann ich mich an nichts erinnern, trotzdem hat die plötzliche Fahnenflucht meines Vaters mich geprägt. Wie sollte ich Vertrauen haben zu Männern, wenn sie einen heute lieben und sich morgen in Luft auflösen?

Der Fortgang meines Vaters ist nicht außergewöhnlich. In Chile sind die Frauen die Stützen von Familie und Gemeinschaft, vor allem in der Arbeiterklasse, wo die Väter kommen und gehen, und das nicht selten für immer, ohne je wieder einen Gedanken an ihre Kinder zu verschwenden. Die Mütter hingegen sind fest verwurzelte Bäume. Sie kümmern sich um die eigenen Kinder und wenn nötig auch um die von anderen. Sie sind so stark und praktisch veranlagt, dass zuweilen behauptet wird, Chile sei ein Matriarchat, und noch die vorgestrigsten Typen wiederholen das, ohne rot zu werden, dabei ist es weit entfernt von der Wahrheit. Die Männer herrschen in Politik und Wirtschaft, sie erlassen die Gesetze und wenden sie nach ihrem Gutdünken an, und falls das nicht genügt, mischt die Kirche sich ein mit ihrem altbackenen patriarchalen Gepräge. Die Frauen haben nur innerhalb ihrer Familie das Sagen … manchmal.

IN EINEM DIESER INTERVIEWS, vor denen ich Bammel habe, weil man mit Allerweltsfragen bombardiert wird, auf die man wie bei einem tückischen Psychotest in Windeseile antworten soll, hatte ich neulich zwei Sekunden, um zu entscheiden, mit welcher meiner Romanfiguren ich am liebsten zu Abend essen wollte. Hätte man mich gefragt, mit welchen Menschen ich gerne essen gehen wollte, hätte ich auf der Stelle geantwortet: mit Paula, meiner Tochter, und mit Panchita, meiner Mutter, zwei Geistern, die stets um mich sind, aber hier sollte es ja eine literarische Figur sein. Ich konnte das nicht so unmittelbar beantworten, wie es dem Interviewer vorschwebte, denn ich habe mehr als zwanzig Bücher geschrieben, und ich würde fast mit jeder meiner Hauptfiguren, sowohl Frauen als auch Männern, gerne essen gehen, aber als ich etwas Zeit zum Nachdenken bekam, entschied ich mich für Eliza Sommers, die junge Frau aus *Fortunas Tochter*. Als ich 1999 zum Erscheinen des Buchs in Spanien gewesen war, hatte ein aufgeweckter Journalist meinen Roman eine Allegorie auf den Feminismus genannt. Damit lag er richtig, auch wenn ich das beim Schreiben ehrlich nicht im Sinn gehabt hatte.

Mitte des 19. Jahrhunderts, also zu viktorianischen Hochzeiten, wuchs Eliza Sommers heran, wurde in ein Korsett gezwängt, daheim eingesperrt, verfügte kaum über Bildung und noch weniger über Rechte, war dafür vorgesehen, zu heiraten und Kinder zu bekommen, verließ jedoch ihr abgesichertes Zuhause und machte sich von Chile aus auf den Weg ins vom Goldrausch erfasste Kalifornien. Um zu überleben, kleidete sie sich als Mann und lernte, in einem extrem männlich geprägten Umfeld voller Gier, Ehrgeiz und Gewalt auf eigenen Füßen zu stehen. Nachdem sie unzählige Hindernisse überwunden und Gefahren überstanden hatte, konnte sie wieder in Frauenkleider schlüpfen, trug aber nie mehr ein Korsett. Sie hatte ihre Freiheit errungen und würde sie nicht wieder hergeben.

Elizas Werdegang weist tatsächlich Ähnlichkeiten auf mit dem der Frauen, die durch ihre Emanzipation die Welt der Männer im Sturm erobert haben. Dafür mussten wir uns verhalten wie die Männer, ihre Taktiken lernen und mit ihnen in Konkurrenz treten. Ich erinnere mich noch an Zeiten, als die Frauen, um ernst genommen zu werden, mit Hosen und Jacketts ins Büro kamen und manchmal sogar Krawatte trugen. Das ist inzwischen nicht mehr notwendig, wir können unsere Macht aus der Weiblichkeit heraus entfalten. Wie Eliza haben wir einiges an Freiheit errungen, und wir kämpfen weiter, um sie zu erhalten, sie zu erweitern und sicherzustellen, dass alle Frauen in ihren Genuss kommen. Davon würde ich Eliza gerne erzählen, ginge sie mit mir essen.

FEMINISMUS WIRKT HÄUFIG EINSCHÜCHTERND, weil er mitunter radikal daherkommt oder als Hass auf die Männer verstanden wird, deshalb möchte ich hier, ehe ich fortfahre, für einige meiner Leserinnen etwas klären. Beginnen wir mit dem Begriff »Patriarchat«.

Meine Definition von »Patriarchat« unterscheidet sich vielleicht ein wenig von der, die sich bei Wikipedia oder in gedruckten Enzyklopädien nachlesen lässt. Ursprünglich stand der Begriff für die absolute Vorherrschaft des Mannes über die Frau, über andere Lebewesen und die Natur, und auch wenn die feministische Bewegung diese absolute Macht in einigen Bereichen untergraben hat, besteht sie in anderen seit tausenden von Jahren weitgehend unangetastet fort. Gewiss wurden inzwischen viele diskriminierende Gesetze geändert, das Patriarchat ist aber noch immer das vorherrschende System politischer, wirtschaftlicher, kultureller und religiöser Unterdrückung, das dem männlichen Geschlecht Macht und Privilegien einräumt. Neben Misogynie – der Geringschätzung von Frauen – umfasst dieses System noch verschiedene andere Formen von Ausgrenzung und Aggression: Rassismus, Homophobie, Klassendenken, Fremdenfeindlichkeit, Intoleranz gegenüber Menschen mit anderen Vorstellungen oder einem anderen Lebensstil. Das Patriarchat setzt sich aggressiv durch, verlangt Gehorsam und bestraft diejenigen, die sich trauen, ihm entgegenzutreten.

Und worin besteht nun mein Feminismus? Dass es nicht darauf ankommt, was wir zwischen den Beinen, sondern was wir zwischen den Ohren haben. Er ist eine philosophische Haltung und eine Auflehnung gegen die Herrschaft der Männer. Er ist eine Form, die Beziehungen zwischen Menschen zu verstehen und auf die Welt zu schauen, er setzt auf Gerechtigkeit, kämpft nicht nur für die Emanzipation von Frauen, von schwulen, lesbischen und queeren Menschen (LGBTQIA+) und allen anderen, die durch das System unterdrückt werden, sondern von jeder

Person, die sich anschließen möchte. *Herzlich willkommen*, würden die jungen Leute heutzutage wohl sagen: Je mehr wir sind, desto besser.

In meiner Jugend arbeitete ich mich an der Gleichheit ab, ich wollte mitmachen beim Spiel der Männer, aber im Alter habe ich begriffen, dass dieses Spiel ein Irrsinn ist, weil es den Planeten und den moralischen Zusammenhalt der Menschheit zerstört. Es kann nicht darum gehen, bei dem Desaster mitzumischen, es muss behoben werden. Natürlich sieht sich diese Bewegung mächtigen reaktionären Kräften gegenüber, wie Fundamentalismus, Faschismus, Traditionalismus und einigen mehr. Mich deprimiert, dass sich in diesen Gegenströmungen so viele Frauen finden, die den Wandel fürchten und sich keine andere Zukunft vorstellen können.

Das Patriarchat ist aus Stein, der Feminismus dagegen ein bewegter Ozean, mächtig, tief und so unendlich vielschichtig wie das Leben selbst. Er wogt, strömt, kennt Gezeiten und zuweilen wütende Stürme. Wie der Ozean gibt auch der Feminismus niemals Ruhe.

Nein, schweigend du bist nicht hübscher.
Du bist eine Schönheit, wenn du kämpfst,
wenn du eintrittst für dich,
wenn du nicht schweigst
und deine Wörter beißen,
wenn du den Mund aufmachst
und alles um dich her brennt.

Nein, schweigend du bist nicht hübscher,
du bist nur ein bisschen toter,
und wenn ich etwas weiß über dich,
dann, dass ich nie
niemals
jemand gesehen habe mit so viel Lust zu leben.

Lautstark.

MIGUEL GANE, »Brennt«

VON KLEIN AUF NAHM ich an, dass ich so früh wie möglich auf eigenen Füßen stehen und für meine Mutter sorgen müsste. Diese Annahme ergab sich aus dem, was mein Großvater mir vermittelte, der als unangefochtener Patriarch der Familie begriff, dass es ein Nachteil war, eine Frau zu sein, und mir die Waffen in die Hand geben wollte, damit ich nie abhängig sein müsste. Ich verbrachte meine ersten acht Lebensjahre unter seiner Obhut und zog dann mit sechzehn erneut zu ihm, als Onkel Ramón mich und meine Brüder zurück nach Chile schickte. Damals lebten wir im Libanon, wo er als Konsul arbeitete, doch 1958 drohten politische und religiöse Konflikte das Land in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Meine Brüder kamen auf ein Militärinternat in Santiago, ich kehrte zurück zu meinem Großvater.

Großvater Agustín hatte mit vierzehn Jahren zu arbeiten begonnen, weil die Familie nach dem Tod seines Vaters mittellos war. Für ihn bestand das Leben aus Disziplin, Anstrengung und Verantwortung. Er trug den Kopf hoch erhoben: Die Ehre ging über alles. In seiner stoischen Schule, die ich durchlief, galt es, jede Angeberei und Verschwendung zu meiden, sich nicht zu beklagen, alles auszuhalten, seine Pflicht zu erfüllen, um nichts zu bitten und nichts zu erwarten, alleine klarzukommen, zu helfen und für andere da zu sein, ohne sich dessen zu rühmen.

Des Öfteren hörte ich folgende Geschichte von ihm: Es war einmal ein Mann, der hatte einen einzigen Sohn, den er von ganzem Herzen liebte. Als der Junge vierzehn Jahre alt wurde, forderte sein Vater ihn auf, ohne Angst vom Balkon im ersten Stock zu springen, er werde ihn auffangen. Der Junge tat, wie ihm geheißen, doch der Vater rührte keinen Finger und sah zu, wie sein Sohn sich beim Aufprall im Hof mehrere Knochen brach. Die Moral der grausamen Geschichte war, dass man niemandem vertrauen sollte, nicht einmal dem eigenen Vater.

Trotz seiner Strenge war mein Großvater sehr beliebt, denn er war großzügig und bedingungslos für seine Nächsten da. Ich vergötterte ihn.

Ich erinnere mich noch gut an sein schlohweißes Haar, sein schallendes, gelbzahniges Lachen, seine von der Arthritis krummen Finger, seinen schalkhaften Humor und die unbestreitbare Tatsache, dass ich sein liebstes Enkelkind war. Zweifellos hätte er sich gewünscht, ich wäre ein Junge geworden, aber dann blieb ihm nichts anderes übrig, als mich trotz meines Geschlechts zu lieben, weil ich ihn an seine Frau erinnerte, meine Großmutter Isabel, von der ich den Namen habe und den Ausdruck in den Augen.

IN DER PUBERTÄT WURDE OFFENSICHTLICH, dass ich nirgends hineinpasste, und mein armer Großvater musste sich mit mir herumschlagen. Nicht dass ich faul oder unverschämt gewesen wäre, im Gegenteil, ich war eine sehr gute Schülerin und fügte mich ohne Murren den Regeln des Zusammenlebens, aber ich lebte in einem Zustand unterdrückten Zorns, der sich nicht in Geschrei oder Türenknallen offenbarte, sondern in fortgesetztem anklagendem Schweigen. Ich war verheddert in meinen Komplexen, fühlte mich hässlich, machtlos, unsichtbar, gefangen in einem beengten Alltag und sehr allein. Ich gehörte zu keiner Gruppe, kam mir anders und ausgeschlossen vor. Gegen meine Einsamkeit verschlang ich Bücher und schrieb jeden Tag an meine Mutter, die vom Libanon in die Türkei verpflanzt worden war. Sie schrieb mir ebenso oft, und es kümmerte uns nicht, dass die Briefe ihr Ziel erst nach Wochen erreichten. Damit begann der Briefwechsel, den wir ein Leben lang beibehalten sollten.

Schon als Kind besaß ich ein ausgeprägtes Bewusstsein für Ungerechtigkeiten. Ich weiß noch, dass die Hausangestellten, als ich klein war, von früh bis spät arbeiteten, fast nie aus dem Haus gingen, einen Hungerlohn bekamen und in fensterlosen Kabuffs schliefen, in denen es außer einer Pritsche und einer windschiefen Kommode keine Möbel gab. (Das war in den vierziger und fünfziger Jahren, natürlich ist das heute in Chile nicht mehr so.) In der Pubertät verschärfte sich mein Sinn für Gerechtigkeit derart, dass ich, während andere Mädchen mit ihrem Aussehen und mit der Jagd auf einen Verlobten beschäftigt waren, Reden über Sozialismus und Frauenrechte schwang. Ich hatte nicht von ungefähr keine Freundinnen. Die Ungleichheit, die in Chile zwischen den Gesellschaftsschichten, den Einkommen und den damit einhergehenden Chancen sehr ausgeprägt ist, machte mich wütend.

Am schlimmsten betroffen von Diskriminierung sind die Armen – das ist immer so –, mich belastete aber mehr, was die Frauen auszuhalten

hatten, weil mir schien, dass man der Armut bisweilen entkommen kann, hingegen niemals den Bedingungen, denen man aufgrund der Geschlechterrolle unterliegt. Dass sich selbst das biologische Geschlecht ändern ließe, hätte sich damals niemand träumen lassen. Zwar hatte es auch bei uns von jeher kämpferische Frauen gegeben, sie hatten das Frauenwahlrecht und andere Rechte erstritten, hatten die Bildungschancen für Frauen verbessert und mischten mit in der Politik, im Gesundheitswesen, in Wissenschaft und Kunst, aber insgesamt waren wir Lichtjahre entfernt von der Frauenbewegung in Europa und den USA. In meiner Umgebung sprach kein Mensch über die Lage der Frau, nicht bei mir zu Hause, nicht in der Schule, nicht in der Presse, deshalb ist mir unerklärlich, wie ich damals zu diesem Bewusstsein kam.

ERLAUBEN SIE MIR EINEN kurzen Exkurs über die Ungleichheit. Bis zum Jahr 2019 galt Chile als stabiles und prosperierendes Land, eine Oase auf dem von Gewalt und politischem Hin und Her gebeutelten lateinamerikanischen Kontinent. Am 18. Oktober 2019 sah die Welt deshalb mit Erstaunen, wie der Zorn der chilenischen Bevölkerung überkochte. Die sonnigen Wirtschaftsdaten hatten nichts über die Verteilung des Wohlstands verraten und darüber, dass die Ungleichheit in Chile so groß ist wie in kaum einem anderen Land der Erde. In den siebziger und achtziger Jahren, zu Zeiten der Militärdiktatur unter General Pinochet, war ein extrem neoliberal ausgerichtetes Wirtschaftsmodell eingeführt und in diesem Zuge fast alles privatisiert worden, selbst so grundlegende Infrastruktur wie die Trinkwasserversorgung, dem Kapital ließ man freie Hand, die Arbeitnehmerschaft dagegen wurde hart unterdrückt. Das führte eine Weile zu einem wirtschaftlichen Boom und erlaubt es bis heute einigen wenigen, ungebremst Reichtum anzuhäufen, während alle anderen nur mit Mühe und auf Pump über die Runden kommen. Der Prozentsatz der Armen ist mittlerweile zwar unter zehn Prozent gefallen, diese Zahl erfasst aber nicht die verdeckte Armut, die in der unteren Mittelschicht, in der Arbeiterschaft und unter den Rentnern mit elend geringen Altersbezügen weit verbreitet ist. In mehr als dreißig Jahren hat sich eine Menge Unmut angestaut.

Ab Oktober 2019 gingen monatelang Millionen von Menschen in allen wichtigen Städten des Landes auf die Straße, sie protestierten zunächst friedlich, aber schon bald kam es zu ersten Ausschreitungen. Die Polizei griff mit einer Brutalität durch, wie man sie seit den Zeiten der Diktatur nicht mehr gesehen hatte.

In der Protestbewegung, die weder sichtbare Führungsfiguren besaß noch mit politischen Parteien verbandelt war, sammelten sich die unterschiedlichsten Teile der Gesellschaft mit ihren ureigenen Forderungen, von Vertretungen der Indigenen bis zu Studierenden,

Gewerkschaften, Berufsverbänden und selbstverständlich auch feministischen Gruppen.

»DU WIRST JEDE MENGE einstecken müssen und einen hohen Preis zahlen für deine Ideen«, prophezeite mir meine besorgte Mutter. Wegen meines Charakters würde ich nie einen Ehemann finden, und das Los der alten Jungfer galt als das schlimmste überhaupt, wobei einem das Etikett mit ungefähr fünfundzwanzig Jahren verpasst wurde. Man musste sich also sputen. Alle verausgabten sich im Bemühen darum, einen Verlobten zu ergattern und schleunigst zu heiraten, bevor sich andere, die gewiefter waren, die besten Partien sichern konnten. »Mir geht diese Männerwelt ja auch gegen den Strich, Isabel, aber was soll man machen, so ist das eben, so war das schon immer«, sagte Panchita. Ich aber war eine aufmerksame Leserin und wusste aus Büchern, dass alles sich fortwährend ändert, dass die Menschheit sich entwickelt, Veränderungen jedoch nicht von selbst geschehen, sondern hart erstritten werden müssen.

Ich bin von Natur aus ungeduldig. Heute ist mir klar, dass ich meiner Mutter gegen ihren Willen feministische Vorstellungen einimpfen wollte, ohne Rücksicht darauf, dass sie einer anderen Zeit entstammte. Ich bin Teil dieser Generation des Übergangs von unseren Müttern zu unseren Töchtern und Enkelinnen, von der die wichtigste Revolution des 20. Jahrhunderts erdacht und vorangetrieben wurde. Man könnte einwenden, die Oktoberrevolution in Russland sei bemerkenswerter gewesen, doch die feministische Revolution ist bei weitem tiefgreifender und beständiger, sie betrifft die Hälfte der Menschheit, hat sich ausgebreitet, hat viele Millionen Menschen erfasst und gibt noch am ehesten Anlass zu der Hoffnung, dass die Zivilisation, in der wir leben, einmal abgelöst werden könnte von einer anderen, die weiter entwickelt ist. Meine Mutter faszinierte und erschreckte das. Sie war mit einem anderen von Großvater Agustíns Leitsätzen aufgewachsen: Getrost auf altes Übel bauen, neuem Glück ist nicht zu trauen.

Womöglich habe ich hier den Eindruck vermittelt, meine Mutter sei die typische, konventionelle Hausfrau ihrer Generation und ihres Milieus

gewesen. Das war sie nicht. Sie entsprach nicht dem Muster, das für eine Dame aus ihren Kreisen vorgesehen war. Wenn sie sich um mich sorgte, dann nicht, weil sie prüde oder rückwärtsgewandt gewesen wäre, sondern weil sie mich sehr liebte und selbst ihre Erfahrungen gemacht hatte. Ich bin mir sicher, dass sie, ohne es zu merken, die Saat der Rebellion in mir legte. Im Unterschied zu mir konnte sie das Leben, das sie sich gewünscht hätte – auf dem Land, umgeben von Tieren, malend und durch die Hügel streifend –, nicht verwirklichen und passte sich stattdessen den Wünschen ihres Mannes an, der zuweilen ohne Rücksprache mit ihr seine diplomatischen Stationen auswählte und einen großstädtischen und geselligen Lebensstil pflegte. Die Liebe der beiden währte lange, war aber auch deshalb aufreibend, weil sein Beruf Erfordernisse mit sich brachte, auf die sie empfindlich reagierte. Ich dagegen stand schon in sehr jungen Jahren auf eigenen Füßen.

Panchita war zwanzig Jahre vor mir zur Welt gekommen und damit zu früh, um von der Welle des Feminismus getragen zu werden. Sie verstand die Idee dahinter und hätte sich wohl auch selbst ein gleichberechtigtes Leben gewünscht, jedenfalls theoretisch, doch hätte ihr das sehr viel abverlangt. In ihren Augen jagte ich einer gefährlichen Utopie hinterher, die mich am Ende zerstören würde. Es dauerte fast vierzig Jahre, bis sie begriff, dass meine Vorstellungen mich keineswegs zerstört, sondern mich vielmehr gestärkt und es mir ermöglicht hatten, nahezu alles umzusetzen, was ich mir vorgenommen hatte. Durch mich konnte auch Panchita schließlich einige ihrer Träume wahrmachen. Viele von uns Töchtern haben das Leben gelebt, das unseren Müttern verwehrt geblieben ist.

IN EINEM DER LANGEN Gespräche, die wir in reifem Alter, nach vielen Kämpfen, einigen Niederlagen und so manchem Sieg, miteinander führten, sagte ich zu Panchita, dass ich eine Menge hatte einstecken müssen, so wie sie es mir prophezeit hatte, dass ich aber für jeden Schlag zwei hatte austeilen dürfen. Anders hätte ich nicht leben können, denn der Zorn aus meinen Kindertagen ist über die Jahre nur größer geworden. Die begrenzte Rolle, die mir als Frau von der Familie, der Gesellschaft, Kultur und Religion zugewiesen wurde, hätte ich nie akzeptieren können. Mit fünfzehn wandte ich mich für immer von der Kirche ab, nicht weil mir der Glaube an Gott fehlte – das kam später –, sondern wegen des Machismo, der jeder religiösen Struktur innewohnt. Ich kann unmöglich einer Institution angehören, die mich als Person zweiter Klasse betrachtet und deren leitende Figuren, durch die Bank Männer, ihre Regeln mit der Macht des Dogmas durchsetzen und selbst Straffreiheit genießen.

Ich bekannte mich auf meine Weise zum Frausein, in meinen eigenen Begriffen, noch unbeholfen. Nichts war klar, denn Vorbilder, denen ich hätte nacheifern können, fand ich erst später, als ich begann als Journalistin zu arbeiten. Das alles war keine durchdachte oder bewusste Entscheidung, ich folgte vielmehr einem nicht zu zähmenden Impuls. »Der Preis, den ich für ein Leben als Feministin bezahlt habe, war nicht der Rede wert, Mama. Ich würde ihn wieder zahlen, auch tausendmal mehr«, versicherte ich ihr.

Irgendwann ließen sich meine Vorstellungen gegenüber meinem Großvater nicht mehr verschweigen, und da erlebte ich eine Überraschung. Der alte Mann, der so stolz auf seine baskische Herkunft war, so katholisch, altmodisch, stur und wunderbar, ein Kavalier der alten Schule, der den Damen den Stuhl zurechtschob und die Türen aufhielt, war zwar entsetzt über die Gedankengänge seiner wirrköpfigen Enkelin, aber immerhin bereit, ihr zuzuhören, solange sie ihren Ton mäßigte: Eine junge Dame hatte Manieren und Anstand zu haben. Das war mehr, als ich

hatte erwarten dürfen, und mehr, als ich bei Onkel Ramón erreichte, der eine Generation jünger war als Großvater Agustín, aber nicht das Geringste für die fixen Ideen eines Schulmädchens übrighatte, ganz zu schweigen vom Feminismus.

FÜR ONKEL RAMÓN WAR die Welt in bester Ordnung, er saß gut eingerichtet auf der höchsten Sprosse der Hühnerleiter und hatte keinen Grund, die Regeln in Frage zu stellen. Er war bei den Jesuiten zur Schule gegangen, und nichts bereitete ihm größeres Vergnügen als ein deftiges Wortgefecht. Argumentieren, widerlegen, überzeugen, gewinnen … Was für ein Spaß! Mit mir diskutierte er über alles Mögliche, angefangen bei Hiob (ein Dummkopf für ihn, eine Seele von Mensch für mich) bis hin zu Napoleon (den er bewunderte und der mich aufregte). Am Ende trat er mich immer in den Staub, weil ich gegen die intellektuellen Finten, die er bei den Jesuiten gelernt hatte, chancenlos war. Der Machismo war ein Thema, das ihn langweilte, also redeten wir darüber nicht.

Als wir im Libanon lebten, sprach ich mit Onkel Ramón einmal über Shamila, ein Mädchen aus Pakistan, Internatsschülerin an meiner Schule und in Tränen aufgelöst, weil sie in den Ferien heim zu ihrer Familie musste. Auf diese englische Schule gingen protestantische Mädchen, katholische, maronitische, jüdische und auch ein paar muslimische wie Shamila. Sie hatte mir erzählt, dass ihre Mutter gestorben war und ihr Vater sie weit von zu Hause auf dieses Internat geschickt hatte, weil sie seine einzige Tochter war und er fürchtete, sie könnte ihn »ruinieren«. Ein Fehltritt der Tochter würde die Familienehre kosten und die könnte nur mit Blut wieder hergestellt werden. Shamilas Jungfräulichkeit war mehr wert als ihr Leben.

Als sie, von einer Gouvernante überwacht, zu Hause ankam, war ihr sehr traditionsbewusster Vater entsetzt über die westlichen Verhaltensweisen, die seine Tochter in diesem Internat angenommen hatte. Ein anständiges und keusches Mädchen hatte sich zu verschleiern, durfte keinem in die Augen sehen, nirgends alleine hingehen, keine Musik hören, nicht lesen und sich nicht unmittelbar mit jemand vom anderen Geschlecht unterhalten. Sie war Eigentum ihres Vaters. Shamila, damals vierzehn Jahre alt, wagte es, die Entscheidung in Frage zu stellen, sie mit

einem dreißig Jahre älteren Kaufmann zu verheiraten, den sie nie gesehen hatte. Dafür bekam sie eine Tracht Prügel und wurde während der restlichen zwei Monate Ferien eingesperrt. Die Prügel wurden wiederholt, bis ihr Wille gebrochen war.

Meine Freundin kehrte dünn, mit Ringen unter den Augen und stumm in die Schule zurück, um ihr Zeugnis in Empfang zu nehmen und ihre Sachen zu holen. Ein Schatten der Person, die sie gewesen war. Ich wandte mich an Onkel Ramón, weil ich dachte, um ihrem Schicksal zu entgehen, könnte Shamila fliehen und im chilenischen Konsulat um Asyl bitten. »Auf keinen Fall«, sagte er. »Stell dir die internationalen Verwicklungen vor, wenn man mich beschuldigt, dass ich eine Minderjährige der Obhut ihrer Familie entziehe, das käme einer Entführung gleich. Ich bedauere die Lage, in der sich deine Freundin befindet, aber du kannst ihr nicht helfen. Sei froh, dass dein Leben anders ist.« Und dann versuchte er mich davon zu überzeugen, dass ich mir weniger ehrgeizige Ziele steckte, als die Kultur zu ändern, die in Pakistan seit Jahrhunderten vorherrscht.

Tatsächlich werden im Jemen, in Pakistan, Indien, Afghanistan und in einigen afrikanischen Ländern noch heute Kinder zwangsverheiratet, in aller Regel in ländlichen Gegenden, aber es geschieht auch unter Einwanderern in Europa und in den USA innerhalb von bestimmten religiösen Gruppen – mit dramatischen körperlichen und seelischen Folgen für die Mädchen. Die Aktivistin Stephanie Sinclair hat einen guten Teil ihres Lebens damit verbracht, das zu dokumentieren. Von ihr gibt es Fotoserien von kleinen Mädchen, zwangsverheiratet mit Männern, die ihre Väter oder Großväter sein könnten, oder in der Pubertät geschwängert und selbst noch viel zu klein, um Kinder auszutragen und Mütter zu sein.

LAUT MEINEM GROSSVATER waren die Verhältnisse in einer Ehe einfach: Der Mann versorgt, schützt und befiehlt, die Frau dient, umsorgt und gehorcht. Daher war in seinen Augen eine Heirat für Männer zu empfehlen, für Frauen jedoch ein schlechtes Geschäft. Er war seiner Zeit voraus, denn inzwischen ist nachgewiesen, dass die Lebenszufriedenheit in zwei Bevölkerungsgruppen am höchsten ist, bei den verheirateten Männern und bei den alleinstehenden Frauen. Am Tag, als er seine Tochter Panchita zum Altar führte, sagte er ihr zum x-ten Mal, sie solle nicht heiraten, noch könne sie einen Rückzieher machen, den Bräutigam versetzen und die Gäste höflich wieder ausladen.

Dasselbe sagte er zwei Jahrzehnte später zu mir, als ich heiratete.

Trotz seiner so radikalen Ansichten über die Ehe hatte mein Großvater ein sehr traditionelles Bild von Weiblichkeit. Wer legt fest, was Tradition und Kultur verlangen? Männer natürlich, und die Frauen übernehmen es unhinterfragt. Laut meinem Großvater musste eine Frau unter allen Umständen eine »Dame« sein. Es lohnt nicht, dass ich mich hier darüber verbreite, was der Begriff der »Dame« in meiner Familie alles beinhaltete, das ist zu kompliziert, aber als Paradebeispiel könnte die unerschütterliche, freundliche und distinguierte Königin Elisabeth II. von England dienen, die in den sechziger Jahren noch sehr jung war, sich aber da bereits so tadellos verhielt, wie sie das ihr ganzes langes Leben hindurch tun sollte. Oder zumindest ist es das, was die Öffentlichkeit von ihr zu sehen bekommt. Dem alten Herrn schien es unangemessen, dass eine Frau – gar eine in meinem Alter – ihre Ansichten kundtat, die ja doch niemanden interessierten. Meine über den Feminismus gehörten dazu.

Irgendwie brachte ich ihn so weit, *Das andere Geschlecht* von Simone de Beauvoir zu lesen, und offenbar überflog er auch den einen oder anderen Artikel, den ich absichtlich bei ihm herumliegen ließ, auch wenn er das nie zugeben wollte. Mein Bekehrungseifer regte ihn auf, trotzdem ließ er sich von mir damit bombardieren, dass wir Frauen überproportional zu

leiden haben unter den Folgen von Armut, schlechter ärztlicher Versorgung, mangelnder Bildung, Menschenhandel, Krieg, Naturkatastrophen und Menschenrechtsverletzungen. »Wo nimmst du all die Zahlen her?«, fragte er misstrauisch. Ehrlich gesagt, weiß ich das auch nicht mehr, denn meine Quellen waren spärlich. Es sollte ja noch vierzig Jahre dauern, bis Google erfunden wurde.

»Bring deinen Großvater und Onkel Ramón nicht auf die Palme, Isabel«, bat meine Mutter. »Alles lässt sich elegant und ohne Lärm bewerkstelligen.« Aber ohne Lärm ist Feminismus nicht zu haben, wie wir später feststellen sollten.

MEINE ERSTE ANSTELLUNG fand ich mit siebzehn in einem Büro, wo ich Forststatistiken kopierte. Von meinem ersten Gehalt kaufte ich ein Paar Perlenohrringe für meine Mutter und danach begann ich für meine Hochzeit zu sparen, denn unverhofft hatte ich, allen düsteren Prognosen zum Trotz, einen Verlobten an Land gezogen. Miguel studierte Bauingenieurswesen, war groß, schüchtern und halber Ausländer: Seine Mutter war Engländerin, sein Großvater Deutscher, und ab seinem siebten Lebensjahr war er auf ein englisches Internat gegangen, wo man ihm mit dem Rohrstock die Liebe zu Großbritannien und viktorianische Tugenden vermittelt hatte, mit denen man in Chile wenig anfangen kann.

Ich klammerte mich verzweifelt an ihn, weil er ein wirklich netter Kerl war, ich eine Romantikerin bin, verliebt war und mich, im offenen Widerspruch zu meinen feministischen Brandreden, davor fürchtete, allein zu bleiben. Ich war zwanzig, als wir heirateten. Meine Mutter atmete auf, und mein Großvater prophezeite dem Bräutigam, er werde eine Menge Ärger mit mir bekommen, sofern es ihm nicht gelänge, mich zu bändigen. Wie ein Pferd. Mich fragte er in spöttischem Ton, ob ich tatsächlich vorhätte, die Gelübde zu erfüllen und meinem Gatten treu zu sein, ihn zu ehren und ihm zu gehorchen, bis dass der Tod uns scheide.

Miguel und ich hatten zwei Kinder, Paula und Nicolás. Ich bemühte mich ernsthaft, meiner Rolle als Ehefrau und Mutter gerecht zu werden. Ich wollte mir nicht eingestehen, dass ich umkam vor Langeweile, mein Hirn wurde mehr und mehr zu Nudelsuppe. Ich halste mir tausend Aufgaben auf und rannte wie eine vergiftete Maus hin und her, um nur ja nicht nachzudenken. Ich liebte meinen Mann, und die ersten Jahre mit meinen Kindern waren in meiner Erinnerung eine glückliche Zeit, aber in mir loderte es vor Unruhe.

ALLES ÄNDERTE SICH für mich im Jahr 1967, als ich meine Mitarbeit als Journalistin bei *Paula* begann, einer frisch auf den Markt gekommenen frauenbewegten Frauenzeitschrift. Der Name hat nichts mit meiner Tochter zu tun, Paula war einer dieser Namen, die von einem Tag auf den anderen plötzlich in Mode sind. Geleitet wurde die Zeitschrift von Delia Vergara, einer jungen Journalistin, die eine Weile in Europa gelebt hatte, eine klare Vorstellung davon besaß, wie diese Zeitschrift aussehen sollte, und ihr kleines Team entsprechend zusammenstellte. Diese Zeitschrift bewahrte mich davor, allmählich an meiner Frustration zu ersticken.

Wir waren vier Frauen Anfang zwanzig und entschlossen, die chilenische Scheinheiligkeit zu erschüttern. Das Land, in dem wir lebten, war gesellschaftlich erzkonservativ, seine Mentalität provinziell, seine Sitten weitgehend unverändert seit dem letzten Jahrhundert. Also suchten wir uns Anregungen in europäischen und nordamerikanischen Zeitschriften und Büchern. Wir lasen Sylvia Plath und Betty Friedan, später Germaine Greer, Kate Millett und andere Autorinnen, die uns dabei halfen, unsere Überlegungen zu schärfen und in klare Worte zu fassen.

Ich setzte auf Humor, weil ich schnell begriff, dass die größten Respektlosigkeiten annehmbar wurden, sobald sie ein Schmunzeln hervorriefen. Also wurde meine Kolumne *Zivilisieren Sie Ihren Höhlenmann* aus der Taufe gehoben, die den Machismo veralberte und – Ironie des Schicksals – unter Männern sehr beliebt war. »Ich hab da einen Freund, der ist haargenau wie dein Höhlenmann«, behaupteten sie. Immer diese Freunde. Einige Leserinnen hingegen fühlten sich angegriffen, weil die Kolumne an den Grundfesten ihres Hausfrauendaseins rüttelte.

Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich wohl in meiner Haut. Ich war keine einsame Spinnerin mehr, Millionen von Frauen teilten mein Unbehagen. Auf der anderen Seite der Andenkette gab es eine Bewegung zur Befreiung der Frau, und unsere Zeitschrift hatte vor, sie nach Chile zu tragen.

Von diesen ausländischen Intellektuellen, die wir lasen, lernte ich, dass Zorn wenig bringt und sogar abträglich sein kann, wenn er kein Ziel verfolgt, dass ich also handeln musste, wenn ich die Zustände ändern wollte. Die Zeitschrift Paula erlaubte es mir, den inneren Aufruhr, der mich seit Kindertagen quälte, in Handlung zu überführen.

Ich konnte schreiben! Es gab hunderte von Tabus, die Frauen unmittelbar betrafen und die wir auf den Seiten unserer Zeitschrift zu brechen gedachten: Sex, Geld, diskriminierende Gesetze, Drogen, Jungfräulichkeit, Wechseljahre, Verhütungsmittel, Alkoholismus, Abtreibung, Prostitution, Eifersucht … Wir stellten sakrosankte Vorstellungen in Frage, etwa über das Großziehen von Kindern, das Aufopferung und Selbstlosigkeit von ausschließlich einem Mitglied der Familie verlangte, und wir machten Verschwiegenes wie häusliche Gewalt öffentlich und schrieben über weibliche Untreue, die allenthalben tabuisiert wurde, als wäre das Fremdgehen den Männern vorbehalten, dabei musste man bloß rechnen können, um zu erkennen, dass die Frauen nicht weniger untreu waren, denn mit wem hätten die Männer sonst ins Bett gehen sollen? Sicher nicht mit der immer gleichen Gruppe von Freiwilligen.

Meine drei Kolleginnen und ich schrieben mit dem Messer zwischen den Zähnen, wir waren eine furchteinflößende Gang. Was wir ändern wollten? Nicht weniger als die Welt! Und zwar mit jugendlichem Hochmut, da wir glaubten, es wäre in zehn, fünfzehn Jahren zu schaffen. Ich rede hier von einer Zeit, die über ein halbes Jahrhundert zurückliegt, und Sie sehen ja, wo wir immer noch stehen, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass es erreichbar ist, und meinen Kolleginnen von damals – alle alt, genau wie ich – geht es nicht anders. Verzeihen Sie, wenn ich »alt« schreibe, heutzutage scheint das ein abwertender Begriff zu sein. Doch ich benutze ihn mit Absicht, weil ich stolz darauf bin, alt zu sein.

Jedes gelebte Jahr und jedes neue Fältchen erzählen von meiner Geschichte.

DIE DICHTERIN SYLVIA PLATH sah es als die Tragödie ihres Lebens an, als Frau geboren zu sein. In meinem Fall war es ein Segen. Mir war es vergönnt, ein Teil der weiblichen Revolution zu sein, die, auch wenn sie nur langsam vorankommt, mit jedem getanen Schritt nachhaltiger unsere Kultur verändert. Je länger ich lebe, desto glücklicher bin ich darüber, eine Frau zu sein, vor allem, weil ich Paula und Nicolás zur Welt gebracht habe. Diese transzendente Erfahrung, die den Männern bisher verwehrt ist, hat mein Dasein geprägt. Es waren die glücklichsten Momente meines Lebens, als ich meine neugeborenen Kinder an meine Brust hob. Und der schmerzhafteste, als ich die sterbende Paula in meinen Armen hielt.

Eine Frau zu sein hat mir nicht immer gefallen, als Kind wollte ich lieber ein Junge sein, denn es war nicht zu übersehen, dass meinen Brüdern eine spannendere Zukunft bevorstand als mir. Die Hormone machten mir einen Strich durch die Rechnung, mit zwölf bekam ich eine Taille, und auf meinen Rippen sprossen zwei kleine Hügel. Da reifte in mir die Vorstellung, dass ich, wenn ich schon kein Mann sein konnte, jedenfalls leben würde, als wäre ich einer. Mit Hartnäckigkeit, Anstrengung und Glück ist mir das gelungen.

Bei Lichte betrachtet könnten eigentlich nur wenige Frauen mit ihrer Geschlechtszugehörigkeit ähnlich zufrieden sein wie ich, müssen die meisten doch endlose Ungerechtigkeiten ertragen, als wären sie belegt mit einem göttlichen Fluch. Trotzdem gefällt es einer Mehrheit von uns, dass wir Frauen sind. Uns scheint es das kleinere Übel. Und zum Glück gelingt es einer wachsenden Zahl, die auferlegten Grenzen zu überwinden. Um sich der Plackerei und den Niederlagen auf diesem Weg zu stellen, braucht es Zielstrebigkeit, Leidenschaft und Kampfgeist. Die möchten wir unseren Töchtern und Enkelinnen mitgeben.

ICH FRAGTE EINIGE meiner Freundinnen und weiblichen Bekannten, ob sie zufrieden sind mit ihrem Geschlecht und wieso. Die Formulierung ist heutzutage, wo die Geschlechtsidentitäten fluide sind, etwas heikel, aber aus Gründen der Einfachheit werde ich hier die Begriffe »Frau« und »Mann« verwenden. Aus der Frage ergaben sich spannende Gespräche, das Folgende ist lediglich eine sehr knappe Auswahl daraus.

Die Befragten sagten, sie seien gerne Frauen, weil Frauen sich in andere einfühlen können und außerdem solidarischer und widerstandsfähiger sind als Männer. Da wir Kinder gebären, stehen wir auf der Seite des Lebens, nicht auf der seiner Vernichtung. Wir sind die einzig mögliche Rettung für die andere Hälfte der Menschheit. Unsere Aufgabe ist es, zu nähren, zu zerstören ist maskulin.

Diese Behauptungen blieben nicht unwidersprochen, es wurde eingewandt, es gebe Frauen, die seien so böse wie der übelste Mann. Das stimmt, doch an der Spitze der Raubtiere stehen die Männer. Neunzig Prozent aller Gewaltverbrechen werden von Männern begangen. Unter allen Bedingungen, im Krieg wie im Frieden, im familiären wie im beruflichen Umfeld, setzen sie sich mit Gewalt durch, sie sind verantwortlich für die raffgierige und gewalttätige Kultur, in der wir leben.

Eine Frau Anfang vierzig kam auf Testosteron zu sprechen, das Aggressionen, Konkurrenzverhalten und Herrschaftsgebaren fördern kann. Sie erzählte, ihre Frauenärztin habe ihr, um ihre Libido anzuregen, das Hormon als Salbe verschrieben und sie ihren Bauch damit eingecremt, damit aber wieder aufgehört, als ihr ein Bart wuchs und sie im Auto Runden zu drehen begann in der klaren Absicht, den ersten ihr in die Quere kommenden Fußgänger zu überfahren. Sie wollte dann doch lieber mit einer schwächeren Libido leben, als sich zu rasieren und ständig auf hundertachtzig zu sein.

Mit dem Frausein gehe eine gewisse Unverkrampftheit einher, wurde gesagt. Männer werden darauf getrimmt, ihre Gefühle zu unterdrücken, deshalb steckten sie in der Zwangsjacke ihrer Männlichkeit.

Eine der Teilnehmerinnen an meiner Miniumfrage sagte, Männer hätten ja auch Mütter, und die könnten sie dazu erziehen, umgänglicher zu sein. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass erst wir Feministinnen von heute versuchen können, die Weltwahrnehmung unserer Söhne zu formen. Historisch gesehen war die einzelne Frau außerstande, sich dem Patriarchat zu widersetzen. Noch heute, im 21. Jahrhundert, verfügt eine Frau, die unterdrückt wird, auf sich allein gestellt, ungebildet und einer über tausende von Jahren eingeübten machistischen Tradition unterworfen ist, weder über die Macht noch über das Wissen, um die Gepflogenheiten zu ändern.

Ich konnte das. Ich habe das Machotum nicht verstetigt, indem ich Söhne zum Herumkommandieren und Töchter zum Erdulden erzogen habe. Das habe ich bei Paula nicht getan und bei Nicolás mit Bedacht vermieden. Was ich mir für meine Tochter wünschte? Dass sie Wahlmöglichkeiten hätte und angstfrei leben könnte.

Was ich mir für meinen Sohn wünschte? Dass er den Frauen ein guter Gefährte wäre und nicht ihr Gegner. Ich unterwarf meine Kinder nicht der in Chile weit verbreiteten Norm, nach der die Töchter die Männer der Familie zu bedienen haben. Noch heute sehe ich Mädchen, die damit aufwachsen, ihren Brüdern die Betten zu machen und die Wäsche zu waschen, und natürlich verhalten sie sich später ihren Lebensgefährten und Ehemännern gegenüber wie Dienstboten.

Nicolás hat die Gleichberechtigung der Geschlechter von Kindesbeinen an gelernt, denn wenn mir irgendein Detail entging, dann war seine Schwester zur Stelle, um ihn daran zu erinnern. Heute ist Nicolás aktiv an der Leitung meiner Stiftung beteiligt, er sieht täglich die Auswirkungen der Männerherrschaft und setzt sich dafür ein, sie zu lindern.

Die erhellendste Antwort auf meine Frage bekam ich von Elena, der Frau aus Honduras, die einmal in der Woche bei mir putzt. Sie lebt mit ihren Kindern seit über zwanzig Jahren in den USA, spricht kaum

Englisch, besitzt keine Papiere und fürchtet, jeden Moment abgeschoben zu werden, was ihrem Mann bereits passiert ist, aber es gelingt ihr, ihre Familie zu versorgen. Elena kann sich nicht retten vor Arbeit, weil sie der rechtschaffenste und zuverlässigste Mensch ist, den ich kenne. Als ich sie fragte, ob sie gerne eine Frau sei, sah sie mich verwundert an. »Was denkt ihr denn, soll ich sonst sein? Gott hat mich so gemacht, und mich drüber beklagen, das bringt ja nichts.«

Die kleine Umfrage unter meinen Freundinnen brachte mich auf den Gedanken, dieselbe Frage meinen Freunden zu stellen. Gefällt es euch, Männer zu sein oder würdet ihr lieber einem anderen Geschlecht angehören? Ja? Nein? Wieso? Doch das ergäbe noch einmal fünfzig Seiten, deshalb werde ich damit warten müssen.

IN WEITEN TEILEN der Welt leben wir in Kulturen, die ihr Augenmerk auf Jugendlichkeit, gutes Aussehen und Erfolg richten. Jeder Frau bereitet es Schwierigkeiten, in diesen Gewässern zu segeln, und die meisten erleiden unweigerlich darin Schiffbruch. Ihr Aussehen beschäftigt fast jede Frau in jungen Jahren. Mir selbst machten diese Ansprüche in den ersten fünfzig Jahren meines Lebens schwer zu schaffen, weil ich mir sehr wenig attraktiv vorkam. Mit wem verglich ich mich? Bei der Zeitschrift *Paula* mit meinen Kolleginnen, die alle gut aussahen, mit den Fotomodellen, die uns umgaben, mit den Kandidatinnen zur Wahl der Miss Chile, die wir alljährlich durchführten usw. Was dachte ich mir bloß dabei? Danach verschlug es mich nach Venezuela, dem Land mit den sinnlichsten und schönsten Frauen überhaupt. Sie gewinnen jeden internationalen Schönheitswettbewerb, und man muss nur einmal in Venezuela an einen Strand gehen und hat für alle Zeiten einen Minderwertigkeitskomplex.

Wir können dem Ideal, das uns von Werbung, Markt, Kunst, Medien und gesellschaftlichen Gewohnheiten auferlegt wird, unmöglich entsprechen. Unser geringes Selbstwertgefühl wird gepflegt, es hilft dabei, uns einzuhegen und uns Produkte zu verkaufen. Die Frau wird so allgegenwärtig zum Objekt gemacht, dass wir es schon gar nicht mehr wahrnehmen, und als Jugendliche lassen wir uns davon einfangen. Aus dieser Gefangenschaft hat uns der Feminismus nicht herausgeführt. Erst mit dem Alter befreien wir uns, wenn wir unsichtbar werden und kein Objekt der Begierde mehr sind, oder wenn ein Unglück unsere Fundamente erschüttert und uns mit dem konfrontiert, worauf es im Leben wirklich ankommt. Das ist mir passiert, als ich fünfzig war und meine Tochter Paula starb. Deshalb begrüße ich den jungen Feminismus, der bei allen Stereotypen sehr genau hinsieht.

Ich weigere mich, den Kampf gegen das westliche Schönheitsideal der Frau aufzugeben – jung, weiß, groß, schlank usw. –, aber ich freue mich, dass wir ein Händchen dafür haben, uns mit Schönem zu umgeben. Wir

putzen unseren Körper heraus und nach Möglichkeit auch unsere Umgebung. Wir haben das Bedürfnis nach ein wenig Harmonie, weben farbenprächtige Stoffe, malen Wandbilder auf Lehmhütten, töpfern, klöppeln, nähen. Die Kreativität von Frauen wird Kunsthandwerk genannt und ist günstig zu haben, die von Männern heißt Kunst und erzielt Höchstpreise, man denke an diese Banane, die Maurizio Cattelan mit Klebestreifen an der Wand einer Galerie in Miami befestigt und für 120 000 Dollar verkauft hat. In unserem Streben, uns hübsch zu machen, lassen wir uns von Flitter verlocken oder von der Vorstellung, ein Lippenstift könnte unser Leben ändern.

GENAU WIE BEI ANDEREN Spezies sind auch beim Menschen die Männer nicht uneitel. Sie putzen sich heraus, machen Lärm und plustern sich auf, um die besten Weibchen anzulocken und ihren Samen zu verbreiten. Die biologische Forderung nach Fortpflanzung ist unerbittlich. Und dabei kommt der Schönheit eine fundamentale Rolle zu.

Eine meiner Freundinnen schickt mir öfter Fotos von exotischen Vögeln aufs Handy. Was die Natur sich an Farbkombinationen und Zuschnitten im Federkleid einfallen lässt, ist atemberaubend. Ein winziger Vogel im mittelamerikanischen Regenwald trägt alle Farben des Regenbogens im Gefieder, um das völlig unscheinbare Weibchen anzulocken. Je fortpflanzungswilliger und prächtiger das Männchen einer Spezies, desto unansehnlicher das Weibchen. Welche Ironie der Evolution! Wenn der kleine Vogel damit rechnet, dass eine mögliche Partnerin naht, sucht er eine Stelle mit gutem Lichteinfall und säubert dort den Boden penibel von allen Blättern, Zweigen oder Sonstigem, was ihm Konkurrenz machen könnte. Ist die Bühne freigeräumt und vorbereitet, baut er sich in der Mitte auf und zaubert aus grünen Federn einen schillernden Fächer. Rücksichtsvoll tritt der Regenwald zurück angesichts der Schönheit des aufgeplusterten Barden.

Wir sind empfindsame Geschöpfe, wir springen an auf Klänge und Farben, auf das, was sich befühlen oder erschmecken lässt, auf alles, was unsere Sinne erfreut. Nicht nur die Schönheit unseres Planeten rührt uns an wie dieser kleine Vogel mit seinem grünen Fächer, sondern auch das, was der Mensch erschaffen kann. Vor vielen Jahren, als meine Enkelkinder fünf, drei und zwei Jahre alt waren, brachte ich von einer Asienreise eine große Holzkiste mit. Wir öffneten sie gemeinsam im Wohnzimmer, und drinnen lag, in Stroh gebettet, eine ungefähr ein Meter große Statue aus Alabaster. Ein gelassener Buddha, jung und schlank, der mit geschlossenen Augen meditierte. Die drei Kinder legten ihre Spielsachen weg und betrachteten lange schweigend und gebannt die Statue, als

würden sie mühelos verstehen, dass es sich bei ihr um etwas Außergewöhnliches handelte. Auch viele Jahre später begrüßen die drei noch jedes Mal den Buddha, wenn sie mein Haus betreten.

Nach dem Tod meiner Eltern fiel mir die traurige Aufgabe zu, ihr Haus zu leeren. Meine Mutter hatte an jedem Ort, wo die Diplomatie sie hinführte, wertvolle Möbelstücke, Zierrat oder Schmuckgegenstände gekauft. Das war nicht ganz einfach gewesen, weil Onkel Ramón für seine vier leiblichen Kinder und die drei meiner Mutter aufkommen musste und sie immer knapp bei Kasse waren. Panchita argumentierte, das Erlesene falle nicht vom Himmel und sei nicht billig zu haben. Jede Anschaffung löste einen Streit aus. Ihr Hab und Gut war derart weit durch die Welt gereist, dass es, spielte das eine Rolle für seinen Wert, inzwischen unbezahlbar wäre.

Ich sah meine Mutter gern in der Kulisse, die sie sich, wie der kleine Vogel, selbst geschaffen hatte. Von ihr stammt mein Bedürfnis, mein Zuhause zu verschönern, doch ist mir bewusst, dass nichts von Dauer ist, dass alles sich ändert, sich auflöst, zerfällt oder stirbt, weshalb ich mich an nichts klammere.

Als ich die Besitztümer meiner Eltern sortierte, musste ich feststellen, dass vieles von dem, was sie angesammelt hatten, inzwischen unbrauchbar ist, weil heutzutage niemand mehr Zeit hat, um Teppiche auszuklopfen, Silber zu polieren oder Gläser von Hand zu spülen. Es fehlt auch der Platz für Gemälde, Konzertflügel oder alte Möbel. Von all dem, was meine Mutter so sorgsam hütete, nahm ich nur ein paar Fotografien mit, ein in Lima gemaltes Porträt von ihr, als sie jung war und sehr unglücklich, und einen alten russischen Samowar, mit dem ich Tee koche für meine Schwestern vom immerwährenden Durcheinander, eine irrigerweise als Gebetskreis bezeichnete Gruppe von Freundinnen, die alles Mögliche tut, nur nicht beten.

EINE JUNGE FRAU von fünfundzwanzig Jahren, die unbestritten Schönste in ihrer Familie und ihrem Freundeskreis und fähig, diesen Titel mit Haltung und Selbstvertrauen zu führen, sagte einmal zu mir: »Ich habe gewisse Vorteile, ich bin groß und besser gebaut als der Durchschnitt. Ich bin attraktiv. Allerdings bin ich dafür auch Belästigungen ausgesetzt. Als Teenager wurde ich von einem Mann ausgenutzt. Der sexuelle Missbrauch und die Demütigungen dauerten über ein Jahr, ich hatte Angst vor ihm. Zum Glück hat meine Familie mich bedingungslos unterstützt, so dass ich mich aus dieser toxischen Beziehung befreien konnte. Ich war schwach, unerfahren und angreifbar, ich war selber schuld, weil ich geflirtet und nicht darauf geachtet hatte, wie riskant das ist.«

Ich hinderte sie daran, auf diesem ausgetretenen Weg weiterzugehen, wo man dem Opfer die Schuld an dem gibt, was der Täter verbrochen hat. Ihr war das nicht passiert, weil sie hübsch ist, sondern weil sie eine Frau ist.

DASS WIR FRAUEN UNS um unser Erscheinungsbild sorgen, hat zu dem verbreiteten Glauben geführt, wir seien eitler als die Männer, dabei geht die männliche Eitelkeit tiefer und ist kostspieliger. Man denke nur an diese Paradeuniformen und Orden, den Pomp und die Theatralik, mit denen Männer sich in Szene setzen, und daran, was sie alles anstellen, um Frauen zu beeindrucken oder andere Männer neidisch zu machen mit ihrem Luxusspielzeug, etwa Autos, oder ihrem Machtspielzeug, etwa Waffen. Ich würde sagen, dass Männer und Frauen einander in puncto Eitelkeit nicht nachstehen.

Meine Mutter Panchita ist ihr Leben lang schön gewesen, und das ist, wie man zugeben muss, oft ein Vorteil. Es gibt Fotos von ihr mit drei Jahren, da lässt sich bereits erahnen, welche Schönheit sie einmal sein wird, und auf anderen mit über neunzig ist sie diese Schönheit zweifellos, doch über das Aussehen zu reden gehörte sich in ihrer Familie nicht, deshalb verlor man kein Wort darüber. Normal war, dass man Kinder nicht lobte, damit sie nicht hochnäsig würden. Wenn eins die besten Noten in der Klasse bekam, erfüllte es bloß seine Pflicht, gewann es beim Wettschwimmen, dann sollte es sich anstrengen, um den Rekord zu brechen, war das Mädchen hübsch, musste es sich nichts darauf einbilden, schließlich verdankte sich das den Genen. Nichts war je genug. So war das in meiner Kindheit, und wenn ich ehrlich bin, hat mich das auf die Härten des Lebens vorbereitet. Ich erwarte nicht, dass man begeistert von mir ist. Als meine Enkelkinder klein waren, wollte ich die chilenischen Erziehungsmethoden bei ihnen anwenden, aber ihre Eltern untersagten es mir. Sie fürchteten, die garstige Großmutter könnte die Kleinen traumatisieren.

Panchita lernte die Schönheit, mit der sie gesegnet war, erst in reifem Alter zu schätzen, als sie so oft von anderen darauf angesprochen wurde, dass sie schließlich selbst an sie glaubte. Als ich Roger, meinen letzten Hochzeitsanwärter, nach Chile brachte, um ihn meinen Eltern

vorzustellen, war er beeindruckt von meiner Mutter und sagte ihr, sie sehe fantastisch aus. Mit einem Seufzen deutete sie auf ihren Mann und sagte: »Das hat der nie zu mir gesagt.« Und Onkel Ramón bemerkte bloß: »Schon möglich, aber ich hab sie zuerst gesehen.«

Als sie in den letzten Monaten ihres Lebens für alles, selbst für die intimsten Verrichtungen, Hilfe benötigte, sagte sie einmal zu mir, sie habe sich damit abgefunden, dass sie Unterstützung brauche, und sei dankbar dafür. »Die Abhängigkeit macht einen demütig«, gestand sie mir. Und nach einer Pause, in der sie sich das Gesagte noch einmal durch den Kopf gehen ließ: »Aber demütig heißt beileibe nicht uneitel.« Sie kleidete sich so elegant, wie es ihre Bewegungseinschränkungen zuließen, wurde morgens und abends mit feuchtigkeitsspendender Lotion eingecremt, zweimal in der Woche kam die Friseurin zum Haarewaschen und Frisieren, und täglich schminkte sie sich, aber nur wenig, denn laut ihr war »nichts lachhafter als eine angemalte Alte«. Mit ihren über neunzig betrachtete sie sich zufrieden im Spiegel. »Ich habe mich gut gehalten, auch wenn das Alter seine Spuren hinterlässt. Meine wenigen Freundinnen, die noch am Leben sind, sehen aus wie Echsen.«

ICH HABE DIE EITELKEIT meiner Mutter geerbt, hielt sie jedoch lange Jahre tief in meinem Innern unter Verschluss, bis ich endlich die Stimme meines Großvaters abschütteln konnte, der über alles spottete, was in seinen Augen mehr Schein als Sein war. Das umfasste auch Lippenstift und Nagellack, schließlich wird kein Mensch mit rotem Mund und roten Fingernägeln geboren.

Mit dreiundzwanzig ließ ich ein paar von meinen Locken blond färben, die berühmten »Strähnchen« waren gerade groß in Mode. Mein Großvater fragte mich, ob mir eine Katze auf den Kopf gepinkelt hätte. Beschämt ging ich ihn mehrere Tage nicht besuchen, bis er mich anrief und fragte, was mit mir los sei. Über meine Frisur verlor er kein Wort mehr, und ich begriff, dass ich besser nicht bei allem auf ihn hörte. Vielleicht begann ich nach diesem Zwischenfall meine Eitelkeit zu pflegen, nicht als die Sünde, die mein Großvater darin sah, sondern als die harmlose Freude, die sie sein kann, wenn man sie nicht zu ernst nimmt. Es tut mir nicht leid, dass ich sie mir seither erlaubt habe, doch muss ich zugeben, dass ich eine Menge Energie, Zeit und Geld damit verschwendet habe, einem Schönheitsideal hinterherzulaufen, bis mir endlich klar wurde, dass es das einzig Sinnvolle ist, damit zu wuchern, was die Natur mir geschenkt hat. Viel ist das nicht.

Da mir Panchitas körperliche Vorzüge fehlen, verlangt meine Eitelkeit viel Disziplin. Ich springe eine Stunde vor den übrigen Bewohnern des Hauses aus dem Bett, dusche und mache mein Gesicht zurecht, denn nach dem Aufwachen sehe ich aus wie ein geprügelter Boxer. Make-up ist mein bester Freund, und Kleidung hilft mir, einige Stellen zu kaschieren, wo die Dämme gebrochen und von mir unmöglich neu zu errichten sind. Ich vermeide es, nach der Mode zu schielen, das ist mir zu riskant. Auf einigen alten Fotos sehe ich aus wie im siebten Monat schwanger, mit Minirock und einem Haarberg, als trüge ich zwei Perücken übereinander. Mode ist in aller Regel nichts für mich.

Für eine kokette Frau wie mich ist das Altwerden hart. Im Innern bin ich weiterhin verführerisch, es merkt bloß keiner. Die Unsichtbarkeit kränkt mich, ich stehe gern im Mittelpunkt. Ich möchte weiterhin Sinnlichkeit erleben – in Maßen –, und dazu ist es nötig, sich begehrenswert zu fühlen, was aber in meinem Alter nicht so einfach ist. Im Allgemeinen ist Sinnlichkeit eine Frage von Hormonen und Vorstellungsvermögen. Für Ersteres nehme ich Tabletten, und mein Vorstellungsvermögen hat bis jetzt noch nicht versagt.

Warum so viel Aufhebens um mein Erscheinungsbild? Wo bleibt der Feminismus? Weil die Verschönerung mir Freude bereitet. Ich freue mich an Stoffen, Farben, Schminksachen und an der morgendlichen Routine, mich hübsch zu machen, obwohl ich den größten Teil des Tages allein in meinem Dachzimmer mit Schreiben verbringe. »Niemand sieht mich, aber ich sehe mich selbst«, sagte meine Mutter philosophisch, wobei sie nicht nur das Körperliche meinte, sondern auch die Tiefen von Charakter und Verhalten. Für mich ist das ein Mittel, dem Verfall entgegenzuwirken. Dabei hilft es mir sehr, dass jemand in mich verliebt ist und mich mit dem Herzen sieht. Für Roger bin ich ein Topmodel, wenn auch ein ziemlich kurz geratenes.

MIT DEN JAHREN, die sich anhäufen, verändert sich meine Vorstellung von Sinnlichkeit. 1998 schrieb ich ein Buch über Aphrodisiaka, eine Art Feier der Sinne. Das Buch trägt, wie nicht anders zu erwarten, den Titel *Aphrodite*. Aphrodisiaka sind Substanzen, die Begehren und sexuelles Vermögen steigern. Ehe Wirkstoffe wie Viagra allgemein verbreitet wurden, vertraute man auf gewisse Nahrungsmittel, denen eine solche Wirkung nachgesagt wurde. Ein gutes Beispiel ist die Aubergine: Bräute in der Türkei mussten Dutzende Rezepte zur Zubereitung von Auberginen lernen, durch die ihr zukünftiger Ehemann bei Laune gehalten werden sollte. Vermutlich essen die Ehemänner heute lieber einen Hamburger.

Aphrodisiaka wurden vor allem in Ländern wie China, Persien oder Indien entwickelt, wo Männer mehrere Frauen zu befriedigen hatten. In China ließ sich der Wohlstand der Nation daran ablesen, wie viele Nachkommen der Kaiser mit mehreren hundert jungen Konkubinen zeugte.

Ein Jahr verbrachte ich mit Recherchen für das Buch, las, suchte in Erotikshops nach Anregungen, bereitete aphrodisierende Gerichte in meiner Küche zu und probierte sie aus. Aphrodisiaka sind wie schwarze Magie. Falls Sie welche verabreichen und sichtbare Resultate erzielen möchten, rate ich dazu, das Opfer davon in Kenntnis zu setzen. Das fand ich durch die Freunde heraus, die als Versuchskaninchen zu mir zum Essen kamen. Die Rezepte wirkten nur bei Gästen, die zuvor ausreichend über die aphrodisierenden Eigenschaften informiert worden waren. Das schließe ich zumindest daraus, dass sie sich stets rasch verabschiedeten. Die anderen bekamen nichts davon mit. Suggestion wirkt Wunder.

FRÜHER TRÄUMTE ICH VON einer Nacht mit Antonio Banderas, aber inzwischen käme mir schon die vage Aussicht darauf anstrengend vor. Erheblich reizvoller erscheint es mir jetzt, ausgiebig zu duschen und dann mit Roger und meinen zwei Hündinnen zwischen frisch gestärkte Laken zu schlüpfen und fernzusehen. Dafür brauche ich auch keine seidene Unterwäsche, die meine Cellulitis verhüllt.

Als ich *Aphrodite* schrieb, war ich sechsundfünfzig. Heute könnte ich dieses Buch nicht mehr schreiben, das Thema kommt mir versponnen vor, Kochen langweilt mich, und es liegt mir fern, irgendwem luststeigernde Mittelchen zu verabreichen. Früher habe ich oft gesagt, dass ich kein erotisches Buch schreiben kann, solange meine Mutter noch lebt. Nach Panchitas Tod meldeten sich mehrere Leserinnen mit der Bitte, das jetzt nachzuholen. Tut mir leid, aber ich fürchte, dafür ist es zu spät, denn meine Mutter hat lange gebraucht, um aus dieser Welt zu scheiden, und inzwischen interessiert mich Erotik erheblich weniger als Zärtlichkeit und Humor. Vielleicht sollte ich meine Östrogendosis erhöhen und anfangen, mir den Bauch mit Testosteronsalbe einzureiben.

Ich würde nicht noch einmal die sagenhaften Dummheiten begehen wollen, zu denen ich zwischen dreißig und fünfzig aus sexueller Leidenschaft fähig war, aber vergessen möchte ich sie auch nicht, sondern rechne sie mir vielmehr hoch an.

Dennoch muss ich zugeben, dass die Leidenschaft des Herzens bisweilen mein Urteilsvermögen beeinträchtigt. Anders als bei den Themen, für die ich brenne, sei es Gerechtigkeit, Verteidigung der Armen, Tierschutz oder selbstverständlich Feminismus, kann mich eine heftige Liebe schon mal um den Verstand bringen. So geschehen 1976 in Venezuela, als ich mich in einen argentinischen Musiker verliebte, der vor dem sogenannten »schmutzigen Krieg« in seinem Land geflohen war. Ich verließ meinen wackeren Ehemann und meine beiden Kinder, um ihm nach Spanien zu folgen, erlebte eine bittere Enttäuschung und kehrte

kleinlaut und mit zertrümmertem Herzen zu meiner Familie zurück. Zehn Jahre sollten vergehen, ehe meine Kinder mir diesen Verrat verziehen.

Dieser argentinische Rattenfänger war nicht der einzige Geliebte, für den ich Dummheiten machte. 1987 lernte ich auf einer Lesereise Willie kennen, einen Anwalt aus Kalifornien. Ohne zu zögern, brach ich meine Zelte in Caracas ab, verabschiedete mich von meinen mittlerweile erwachsenen Kindern, die mich nicht mehr brauchten, und zog ohne Gepäck und ohne dass ich dazu eingeladen worden wäre zu ihm. Etwas später konnte ich Willie irgendwie dazu bewegen, dass er mich heiratete, denn ich brauchte ein Visum, das es mir erlaubte, meine Kinder in die USA nachzuholen.

Leidenschaftliche Gefühle erlebt man in meinem Alter nicht anders als in jungen Jahren, aber ehe ich Unsinn anstelle, denke ich jetzt eine Weile, sagen wir zwei, drei Tage, darüber nach. So ließ ich mich 2016 verführen, mit Mitte siebzig, als der passende Mann des Weges kam. Der sollte dann zu meinem dritten Ehemann werden, doch möchte ich nicht vorgreifen. Geduld, von Roger will ich später erzählen.

Die Lust auf Erotik ist inzwischen etwas abgeflaut, und womöglich wird sie eines Tages ganz verschwinden, jedenfalls heißt es, das geschehe mit den Jahren. Noch muss ich mich damit nicht auseinandersetzen, und sollte es je so weit kommen, dann hoffe ich, dass Humor, Zärtlichkeit und Kameradschaft die Leidenschaft ersetzen können, wie ich das von einigen Freundinnen in meinem Alter kenne, die in Partnerschaften leben. Ich frage mich, was man tut, wenn die Leidenschaft nur bei einem von beiden erkaltet, einer oder eine die Lust also zuerst verliert. Darauf weiß ich keine Antwort, ich lasse das mal auf mich zukommen.

Die Emanzipation der Frau steht ihrer Attraktivität nicht im Weg, ich glaube eher, dass beides sich ergänzt. Ein freier Geist kann, je nachdem, wie man ihn betrachtet, sehr sexy sein. Ich gebe in aller Bescheidenheit zu, dass es mir trotz meiner feministischen Ansichten nie an Männern gemangelt hat. Die Menopause habe ich vor drei Jahrzehnten hinter mich gebracht, und in den eigenen vier Wänden kann ich auch heute noch mit Hilfe gewisser Kniffe sexy sein. Bei Kerzenschein gelingt es mir, so

manchem etwas vorzugaukeln, sofern er drei Gläser Wein getrunken hat, die Brille abnimmt und nicht zurückschreckt vor einer Gefährtin, die den ersten Schritt macht.

ZUM GLÜCK IST DAS Geschlechtsleben heute nicht mehr an feste Regeln oder Kategorisierungen gebunden. Meine Enkelkinder versichern mir, sie seien nicht-binär, und wenn sie mir ihre Freunde vorstellen, empfiehlt sich die Nachfrage, welches Pronomen die Person für sich bevorzugt. Mir das zu merken ist nicht ganz einfach, denn ich lebe in Kalifornien, Englisch ist nicht meine Muttersprache, und manchmal muss man das Verb im Singular mit einem Pronomen im Plural kombinieren. Im Spanischen ist das alles noch komplizierter, weil Substantive und Adjektive nach dem Genus die Endung wechseln.

In Frage gestellt wurden die Personalpronomen zuerst im ehemaligen Jugoslawien, das nach fürchterlichen Kriegen zwischen 1991 und 2006 in die sechs souveränen Staaten Slowenien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro, Nordmazedonien und Serbien zerfallen war. Im Umfeld von Krieg und krassem Machismo war Heimatliebe zu einer kruden Mischung aus Patriarchat, Nationalismus und Frauenverachtung verkommen. Als männlich galten Kraft, Macht, Gewalt und Eroberung. Frauen, die zur eigenen Gruppe zählten, mussten beschützt werden und hatten der Nation Söhne zu gebären. Die des Gegners wurden systematisch vergewaltigt und gefoltert mit dem Ziel, sie zu schwängern und die Männer zu demütigen. Die konservativsten Schätzungen gehen davon aus, dass zwanzigtausend muslimische Frauen in Bosnien von Serben vergewaltigt wurden, die Zahl dürfte jedoch erheblich höher sein.

Nach Kriegsende lehnte die Jugend sich auf gegen die Einteilung in Geschlechter, wie sie von den Ultranationalisten vorgenommen wurde, wollte nicht länger als maskulin und feminin klassifiziert werden und ersetzte die gebräuchlichen Personalpronomen durch andere, nicht-binäre. In die USA und in den Rest Europas gelangte dieses Verfahren einige Jahre später. Im Spanischen wurden »elle« und »elles« eingeführt (anstelle von »ella / ello« und »ellas / ellos«) und eine geschlechtsneutrale Endung für Substantive und Adjektive, beispielsweise »amigue« statt »amiga« oder

»amigo«. Auch wird manchmal die weibliche statt der männlichen Form benutzt, etwa beim Parteinamen Unidas Podemos (anstelle von Unidos Podemos). Das ist zunächst kompliziert, aber ich nehme an, wenn die Praxis erst Schule macht, gewöhnen wir uns daran.

Sprache ist wichtig, weil sie unser Denken bestimmt. Wörter sind mächtig. Dem Patriarchat nützt es, den Menschen Etiketten zu verpassen, damit kann man sie leichter unter Kontrolle bringen. Wir nehmen es ohne nachzudenken hin, dass wir nach Geschlecht, Hautfarbe, Alter usw. etikettiert werden, aber viele junge Leute stellen diese Einteilungen in Frage.

Augenscheinlich sind weibliche und männliche Geschlechterrollen aus der Mode gekommen, je nach Gemütslage ist es möglich, sich zwischen verschiedenen Alternativen zu entscheiden, ich bin aber leider heillos heterosexuell, und das schränkt meine Optionen ein. Besser wäre es, bisexuell oder lesbisch zu sein, denn die Frauen in meinem Alter sind spannender als die Männer, und sie altern auch besser. Das halten Sie für übertrieben? Schauen Sie sich um.

RÜCKWÄRTSGEWANDTE KRÄFTE VOR ALLEM in religiösen und traditionell orientierten Gesellschaften sprechen der Frau das Recht ab, ihre Sexualität auszuleben und Lust zu empfinden. Beispiele dafür finden sich zahllos, angefangen bei der Versessenheit auf Jungfernhäutchen und weibliche Treue bis hin zu Burka und Genitalverstümmelung. Die sexuell aktive Frau ängstigt den Mann. Er muss sie kontrollieren und sicherstellen, dass sie nicht mehrere Beziehungen eingeht, ihn nicht mit anderen vergleicht oder ganz auf ihn verzichten kann. Sucht sie nach Lust und Abwechslung, kann er sich im Fall einer Schwangerschaft nicht sicher sein, dass er der Vater ist.

In unseren westlichen Gesellschaften wurden die rückwärtsgewandten Kräfte zurückgedrängt, aber sie liegen weiter auf der Lauer. Zu der Zeit, als ich aufwuchs, stand der Machismo voll im Saft, und sexuelles Begehren und Untreue waren den Männern vorbehalten. Man setzte voraus, Frauen seien von Natur aus keusch und müssten verführt werden. An unserer Verführung hatten wir uns nicht zu beteiligen, mussten so tun, als würden wir irgendwann aus lauter Ermattung nachgeben, um nicht als »lose« zu gelten. Wenn es dazu kam und der Mann von seiner Heldentat berichtete, hatten wir uns »geziert« und landeten in der Schublade »kess«. Ein weiblicher Sexualtrieb wurde bestritten, und alles andere als eine heterosexuelle und monogame Beziehung galt als abwegig oder sündig.

Töricht, ihr Männer, die Frau anzuklagen,
dass es ihr mangele an Verstand,
habt ihr selbst doch nicht erkannt,
welch Anlass ihr gebt für solches Betragen:

Wie könnt ihr mit Ungeduld ohnegleichen
um ihre Verachtung beständig flehn,
wollt keusches Benehmen bei ihr sehn,
und dreist zugleich ein schlechtes erreichen.

Wer trägt an irrigen Leidenschaften
am Ende wohl die größere Schuld:
eine, die fällt vor allzu viel Huld,
oder einer, der huldigt ihr mit Schmachten?

Und wenn auch Frevel bei beiden bestünde,
wer verdient unsere Anklage schon,
eine, die sündigt für den Lohn,
oder einer, der sie entlohnt für die Sünde?

JUANA INÉS DE LA CRUZ »Töricht, ihr Männer«

IM VERLAUFE MEINES LEBENS habe ich mich als unheilbare Romantikerin erwiesen, in der Literatur stellt Romantik für mich jedoch weiterhin eine gewaltige Herausforderung dar. Obwohl ich schon seit vielen Jahren schreibe, habe ich nie die Fähigkeiten der Meisterinnen des Liebesromans entwickelt, und mir ist klar, dass ich sie nie erreichen werde. Ich versuche mir den Liebhaber vorzustellen, den meine heterosexuellen Leserinnen sich wünschen würden, aber diese geballte Zusammenfassung männlicher Tugenden will mir nicht glücken. Der ideale Mann sollte gewiss gut aussehen, stark, reich oder mächtig und alles andere als dumm sein, von der Liebe ernüchtert, aber dennoch bereit, sich von der Hauptfigur verführen zu lassen, nun, was soll ich sagen? Ich kenne keinen, der mir dafür als Vorbild dienen könnte.

Gelingt es mir, einen filmreifen Liebhaber zu schaffen, sagen wir einen jungen, beherzten Idealisten, der ganz aus Muskeln und dunkler Haut besteht, langes schwarzes Haar hat und einen samtweichen Blick wie Huberto Naranjo in *Eva Luna*, dann erweist er sich bald als gefährlich oder schwer zu fassen. Seine Anziehungskraft wird meiner weiblichen Hauptfigur zum Verhängnis, und sie würde mit gebrochenem Herzen enden, brächte ich ihn nicht rechtzeitig ungefähr in der Mitte des Romans um die Ecke. Manchmal ist der Held ein guter Typ, aber wenn es zu romantisch wird, muss er sterben, um ein schnulziges Happy End zu vermeiden, man denke an Ryan Miller in *Amandas Suche*. Damals musste ich mich entscheiden, ob ich ihn oder seinen Hund Attila umbringe. Was hätten Sie denn getan?

Die Liebhaber in meinen Büchern sind fanatische Guerrilla-Kämpfer, Kaufleute mit gespaltener Lippe, Professoren, die kein Fleisch essen, unsichtbare Achtzigjährige, beinamputierte Soldaten … Zu den wenigen, die meiner Mordlust entgangen sind, gehören Hauptmann Rodrigo de Quiroga und Zorro. Quiroga ist eine historische Figur, der unerschrockene Eroberer Chiles und Ehemann von Inés Suárez. Er blieb verschont, weil

ich ihn nicht erfunden hatte. Im wahren Leben starb er friedlich als alter Mann. Zorro ist ebenfalls nicht meine Schöpfung. Den maskierten Kalifornier gibt es seit über hundert Jahren, und noch immer klettert er an Balkonen empor, um unschuldige junge Frauen und gelangweilte Ehegattinnen zu verführen. Ich konnte ihn nicht umbringen, das Copyright hat eine Firma mit sehr guten Anwälten.

MEINE ENKELKINDER HABEN SICH bemüht, mich über die vielfältigen Formen der Liebe aufzuklären, die heute unter jungen Leuten verbreitet sind. Als sie mir von Polyamorie berichteten, konterte ich damit, die habe es schon immer gegeben. In meiner Jugend, in den sechziger und siebziger Jahren, nannte man das Freie Liebe, aber sie versichern mir, das sei nicht dasselbe, weil viele Menschen sich mittlerweile nicht mehr als binär – männlich / weiblich – definierten und damit die Konstellationen von Paaren und Gruppen spannender würden als zu meiner Zeit. Es macht mich fertig, wenn sie von »meiner Zeit« sprechen. Jetzt ist meine Zeit! Auch wenn ich leider zugeben muss, dass ich nicht mehr in einem Alter bin, um mich auf das Terrain der heutigen nicht-binären Polyamorie zu begeben.

Wo wir schon bei der Liebe von heute sind, muss ich kurz auf die Liebe im Internet eingehen. Als ich mich 2015 nach achtundzwanzig gemeinsamen Jahren von meinem zweiten Ehemann Willie scheiden ließ, plante ich, fortan allein in einem kleinen Haus zu leben. Noch einmal zu heiraten und mit einem alten Mann voller Marotten und Zipperlein neu anzufangen schien mir ein Albtraum, und dass ich einen Liebhaber finden könnte, kam mir ähnlich wahrscheinlich vor wie die Möglichkeit, dass mir Flügel wuchsen. Dessen ungeachtet schlugen mir mehrere jüngere Freundinnen vor, es doch einmal online zu versuchen.

Wie hätte ich das tun sollen, wo ich nicht mal fähig bin, etwas im Internet zu bestellen? Kein Mensch hätte geantwortet auf meine Anzeige: *Dreiundsiebzigjährige Großmutter, Latina mit Papieren, Feministin, kleinwüchsig und unbeholfen im Haushalt, sucht gepflegten Begleiter mit guten Manieren für Restaurant- und Kinobesuche.*

Der Euphemismus für sexuelle Offenheit ist »spontan« oder etwas vergleichbar Nebulöses. Derart unkonkret bin ich nicht »spontan«, ich brauche Nähe, schummriges Licht, Zuneigung und Marihuana. Bei Frauen nimmt das sexuelle Verlangen mit dem Alter ab oder verschwindet ganz,

sofern wir nicht verliebt sind. Bei Männern ist das offenbar anders. Irgendwo habe ich gelesen – das kann aber auch ein Mythos sein –, Männer würden im Schnitt alle drei Minuten an Sex denken und bis zum Tod an ihren sexuellen Fantasien festhalten, selbst wenn sie sich längst nicht mehr erinnern, was eine Erektion ist. Erstaunlich, dass sie unter diesen Bedingungen überhaupt etwas zustande bringen im Leben.

Jeder mürrische Dickwanst über siebzig fühlt sich fähig, etwas mit einer zwanzig bis dreißig Jahre jüngeren Frau anzufangen, dagegen wirkt eine ältere Frau mit einem jungen Mann noch immer obszön. Hier eine typische Online-Anzeige: *Buchhalter, in Rente, siebzig Jahre, Experte für Weine und Restaurants, sucht Frau zwischen fünfundzwanzig und dreißig mit großem Busen und ausgeprägter Libido für schöne Stunden.* Ich frage mich, wer auf so etwas antwortet. Da die meisten Männer erheblich jüngere Frauen suchen, wäre einer, der sich leichtsinnig auf meine Anzeige gemeldet hätte, sicher an die hundert gewesen.

Meine journalistische Neugier brachte mich dazu, ein wenig nachzuforschen, und ich interviewte mehrere Frauen unterschiedlichen Alters, die im Internet nach einem Partner gesucht hatten. Außerdem sah ich mir zwei Heiratsvermittlungen an, die sich als betrügerisch entpuppten. Gegen eine astronomische Summe garantierten sie acht Treffen mit in Frage kommenden Männern. Angeboten wurden mir kultivierte, fortschrittlich denkende Akademiker zwischen fünfundsechzig und fünfundsiebzig, bei guter Gesundheit usw. Ich ging mit drei oder vier Herren aus, auf die diese Beschreibung zutraf, und merkte rasch, dass sie für die Agentur arbeiteten. Sie trafen sich mit sämtlichen Klientinnen, um die vereinbarte Quote von acht Treffen zu erfüllen.

Das Internet ist da ehrlicher, und die Zahl der Paare, die sich online finden, macht Hoffnung. Das Netz bietet allerdings auch Gelegenheiten zum Missbrauch. Judith, eine gutaussehende Einunddreißigjährige, wartete einmal vierzig Minuten in einer Bar auf ihr Date. Als sie schließlich aufgab und zu ihrem Auto ging, bekam sie eine Textnachricht aufs Handy: »Bin in der Bar, aber nicht zu dir gegangen, du bist hässlich, alt und fett.« Was bitte soll das? Judith war über Monate am Boden wegen

dieses kranken Idioten, dem es Spaß machte, eine Unbekannte zu verletzen.

HIER NOCH EIN INTERESSANTER FALL. Brenda, eine erfolgreiche sechsundvierzigjährige Managerin, verliebte sich online in einen romantischen, leidenschaftlichen Architekten aus England. Getrennt waren sie durch neun Stunden Zeitdifferenz oder auch zehn Stunden im Flugzeug, verbunden jedoch durch so viele gemeinsame Vorstellungen und Interessen, als wären sie miteinander aufgewachsen. Der Architekt teilte nicht nur Brendas Musikgeschmack, sondern auch ihre Vorliebe für Perserkatzen. Zweimal machte er Anstalten, sie in Kalifornien zu besuchen, beide Male kam ihm jedoch beruflich etwas dazwischen. Sie schlug vor, nach London zu reisen, aber er wollte sie gern in ihrer Umgebung sehen, ihr Haus, ihre Freunde und die Katzen kennenlernen, mit denen sie zu Ausstellungen fuhr. Schließlich vereinbarten sie, dass sie sich treffen würden, sobald er aus der Türkei zurückkäme, wo er ein wichtiges Bauprojekt hatte.

Das war der Stand der Dinge, als Brenda den Anruf eines Anwalts erhielt, der sagte, der Architekt habe in Istanbul mit einem Mietwagen einen Fußgänger überfahren, er sei festgenommen worden und verzweifelt, die Haftbedingungen seien ein einziger Albtraum und für die Kaution benötige er dringend ein Darlehen, das sie bitte auf folgendes Konto überweise.

Brenda war sehr verliebt, aber bescheuert war sie nicht. Selbst für jemand wie sie war die genannte Summe erheblich, und ehe sie das Geld anwies, wandte sie sich an einen Privatdetektiv vor Ort. »Sehen Sie, gute Frau, ich stelle Ihnen dafür keine Rechnung, den Fall muss ich nicht recherchieren, den kenne ich zur Genüge«, sagte der Detektiv und erklärte ihr dann, es handele sich um einen bekannten Betrüger, einen arbeitslosen Schauspieler aus Los Angeles, der sich darauf spezialisiert habe, im Internet alleinstehende Frauen mit Vermögen zu finden. Er trug so viele Informationen wie möglich zusammen, um einen Traummann für sie zu erschaffen. Brenda verfügte über einen sehr informativen Internetauftritt,

und was er sonst noch wissen musste, entlockte er ihr bei langen Telefongesprächen mit seinem falschen Akzent eines englischen Adligen. Damit hatte er sie genauso eingewickelt wie etliche Frauen zuvor.

Sie überwies das Geld für die angebliche Kaution nicht und hörte nie wieder von ihm. Die Ernüchterung war so groß, dass es ihr um die verlorene Liebe nicht weiter leidtat, sie war nur froh, dass sie es noch rechtzeitig gemerkt hatte. Ihre Moral von der Geschichte lautete: Bei englischen Architekten ist Vorsicht geboten.

Ich besitze nicht Brendas Scharfsinn. Ich hätte das Geld für die Kaution zusammengekratzt und wäre außerdem noch am selben Abend in die Türkei geflogen, um den Mann aus dem Kerker zu holen. Zum Glück musste ich mich diesen Onlinegefahren nicht aussetzen, und alleine bin ich auch nicht geblieben, wie es mein Plan vorsah, weil der Himmel mir den Barden schickte, nach dem ich nicht gesucht hatte.

ICH HABE VON SEXUELLER und romantischer Leidenschaft gesprochen, aber was bedeutet es, eine leidenschaftliche Person zu sein? Im Lexikon steht, Leidenschaft sei eine heftige, triebhafte Einstellung oder ein zielstrebiger Affekt, von dem Fühlen und Handeln unabhängig von vernünftiger Einsicht bestimmt werden. Meine eigene Definition ist weniger düster. Leidenschaft ist für mich unbändige Begeisterung, überschäumende Energie und entschlossene Hingabe an etwas oder jemand. Leidenschaft hat den Vorzug, dass sie uns voranbringt, uns engagiert und jung hält. Ich habe über Jahre trainiert, um eine leidenschaftliche Greisin zu werden, so wie andere trainieren, um auf Berge zu steigen oder im Schach zu gewinnen. Ich möchte nicht, dass die mit den Jahren einhergehende Vorsicht meine Leidenschaft für das Leben zerstört.

Eliza Sommers, die Hauptfigur aus *Fortunas Tochter*, habe ich schon erwähnt. Ohne Zweifel war es wagemutig und beherzt von ihr, als blinde Passagierin über Wochen auf einem Frachtschiff über den Pazifik nach Kalifornien zu reisen, doch anders als die Abenteurer, Banditen, entflohenen Sträflinge und die übrigen Männer, die in blinder Gier nach Gold diese Fahrt unternahmen, war ihr Antrieb die Liebe. Die leidenschaftliche Liebe zu einem jungen Mann, der sie vielleicht nicht verdiente. Mit hartnäckiger Leidenschaft suchte sie nach ihm, unter den härtesten Bedingungen, in einer feindseligen Umgebung voller Gefahren, beständig belauert von Gewalt und Tod.

Fast alle weiblichen Hauptfiguren in meinen Büchern sind leidenschaftlich, weil das die Menschen sind, die mich interessieren, die etwas riskieren und deren starkes Begehren sie zu Handlungen treibt, die der vernünftigen Einsicht aus dem Lexikon widersprechen. Ein ruhiges, behütetes Leben ist kein guter Stoff für Fiktion.

Manchmal werde ich als leidenschaftliche Person beschrieben, weil ich nicht in der Heimat geblieben bin und mich nicht ruhig verhalten habe,

wie es von mir erwartet wurde, aber ich sollte klarstellen, dass meine riskanteren Handlungen nicht immer mit meinem leidenschaftlichen Temperament zu tun hatten, sondern es auch die Umstände waren, die mich in unerwartete Richtungen stießen, so dass mir nichts anderes übrig blieb, als zu kämpfen. Ich habe auf stürmischer See gelebt, mit Wellen, die mich hinauftrugen und dann hinab in die Leere stürzten. Der Seegang war so heftig, dass ich früher, wenn einmal alles glattlief, nicht entspannen konnte, sondern schon Vorkehrungen traf für den nächsten harten Sturz, der mir unvermeidlich schien. Das ist vorbei. Heute lasse ich mich treiben, von Tag zu Tag, und bin einfach froh, in den Wellen zu schaukeln, solange das geht.

OBWOHL ICH IN JUNGEN Jahren sehr leidenschaftlich war, kann ich mich nicht erinnern, je literarisch ehrgeizig gewesen zu sein. Ich glaube, ich kam gar nicht auf die Idee, denn Ehrgeiz war etwas für Männer und Ehrgeiz bei einer Frau ein Schimpfwort. Es bedurfte der Frauenbewegung, damit erste Frauen die Vorstellung von Ehrgeiz für sich eroberten, genauso wie Wut, Meinungsstärke und Wettbewerb, die Freude an Macht oder an Erotik und die Entschlossenheit, NEIN zu sagen. Die Frauen meiner Generation ergriffen vielleicht einmal eine der wenigen sich bietenden Gelegenheiten, entwarfen aber kaum je einen Plan, um es zu etwas zu bringen.

Statt Ehrgeiz hatte ich Glück. Niemand, schon gar nicht ich selbst, hätte voraussehen können, wie unmittelbar erfolgreich mein erster Roman und dann auch meine weiteren Bücher sein würden. Vielleicht hatte meine Großmutter recht, als sie prophezeite, ihre Enkelin werde mit Glück gesegnet sein, das verheiße der sternförmige Fleck auf meinem Rücken, mit dem ich zur Welt gekommen war. Jahrelang hielt ich ihn für etwas Besonderes, dabei ist er weit verbreitet und verblasst obendrein mit der Zeit.

Ich war immer diszipliniert bei der Arbeit, geprägt von der Mahnung meines Großvaters, alle müßige Zeit sei vertane Zeit. Das war meine Devise über Jahrzehnte, aber ich habe gelernt, dass Müßiggang ein fruchtbarer Boden für Kreativität sein kann. Inzwischen quäle ich mich nicht mehr mit überzogener Disziplin, wie ich das früher getan habe. Ich schreibe, weil es mir Freude macht, Wort für Wort, Schritt für Schritt eine Geschichte zu erzählen, und genieße das Tun, ohne an das Ergebnis zu denken. Ich fessele mich nicht ganze Tage an einen Stuhl, um konzentriert wie ein Notar zu schreiben. Ich darf lockerlassen, weil ich das seltene Privileg genieße, treue Leserinnen zu haben und gute Verleger, die mir bei der Arbeit nicht reinreden.

Ich schreibe über das, was mir wichtig ist, in meinem eigenen Rhythmus. Und in den Mußestunden, die mein Großvater verschwendet nannte, werden aus den Spukgestalten der Fantasie konturierte, einzigartige Figuren mit eigener Stimme und bereit, mir ihr Leben zu erzählen, wenn ich ihnen nur genug Zeit dazu gebe. So deutlich spüre ich sie um mich herum, dass es mich wundert, wenn niemand sonst sie wahrnimmt.

Meine Disziplinversessenheit zu zerstören gelang nicht von einem Tag auf den anderen, ich brauchte Jahre dafür. In der Therapie und durch meine bescheidenen spirituellen Übungen lernte ich, meinem Über-Ich zu sagen, es soll sich zum Teufel scheren und mich in Ruhe lassen, ich möchte meine Freiheit genießen. Das Über-Ich ist nicht gleichbedeutend mit dem Gewissen, während das Gewissen uns leitet, straft uns das Über-Ich. Ich habe aufgehört, auf den Vorarbeiter zu hören, der mit der Stimme meines Großvaters verlangt, dass ich mich anstrengen und meine Pflicht erfüllen soll. Das harte Wettrennen bergauf ist beendet, heute durchstreife ich gelassen das Feld der Eingebung, die, wie sich gezeigt hat, beste Umgebung für das Schreiben.

MEIN ERSTER ROMAN, *Das Geisterhaus*, erschien 1982, gegen Ende des Booms der lateinamerikanischen Literatur. Den Boom lösten die herausragenden Bücher einer Gruppe berühmter Autoren des Kontinents aus. Er war ein männliches Phänomen. Die lateinamerikanischen Autorinnen wurden von der Kritik, von Professoren und Studierenden der Literaturwissenschaften und von den Verlagen nicht zur Kenntnis genommen, und wenn man sie doch einmal verlegte, dann in unbedeutenden Ausgaben, die nicht angemessen beworben und unter die Leute gebracht wurden. Der Erfolg meines Romans kam überraschend. Es hieß, ich hätte die literarische Welt im Sturm erobert. Na ja. Es zeigte sich ja bloß, dass das lesende Publikum überwiegend weiblich war. Da gab es einen wichtigen Markt, der nur darauf wartete, dass die Verlage wach wurden. Und das geschah dann auch, so dass einige Jahrzehnte später so viele belletristische Titel von Frauen wie von Männern gedruckt werden.

Das ist der Moment, um postum meine Agentin Carmen Balcells zu würdigen, noch eine der unvergesslichen Frauen, die mir dabei geholfen haben, meinen Weg zu gehen. Mit ihrer berühmten Literaturagentur war Carmen die gute Mutter für fast alle großen Autoren des Booms und viele hundert andere spanischsprachige Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Sie hatte das Auge, erkannte in meinem ersten Roman etwas Besonderes und erreichte, dass er zunächst in Spanien und dann in vielen weiteren Ländern verlegt wurde. Ihr verdanke ich alles, was ich in diesem eigentümlichen Beruf des Schreibens erreicht habe.

Ich war eine Unbekannte, die einen ersten kleinen Roman in der Küche ihrer Wohnung in Caracas geschrieben hatte. Zur Veröffentlichung des Buchs lud Carmen mich nach Barcelona ein. Sie war mir nie zuvor begegnet, behandelte mich aber, als wäre ich eine Berühmtheit. In ihrem Privathaus gab sie ein großes Fest, um mich der intellektuellen Crème de la Crème ihrer Stadt vorzustellen: Kritikern, Journalisten und Schriftstellern. Ich kannte keinen, war angezogen wie ein Hippie und

fühlte mich deplatziert, aber sie beruhigte mich mit einem einzigen Satz: »Hier weiß niemand mehr als du, wir improvisieren alle.« Das erinnerte mich daran, was Onkel Ramón immer gesagt hatte: »Denk dran, die anderen haben mehr Angst als du.«

Dieses Abendessen war die einzige Gelegenheit, bei der man mir russischen Kaviar mit der Suppenkelle servierte. Bei Tisch hob Carmen ihr Glas, um auf mein Buch anzustoßen, im selben Moment fiel der Strom aus, und wir saßen alle im Dunkeln. »Die Geister dieser Chilenin sind gekommen, um mit uns anzustoßen. Salud!«, sagte sie, ohne zu zögern, als hätte sie das geprobt.

CARMEN WAR MEINE MENTORIN und meine Freundin. Sie behauptete, wir seien nicht befreundet, ich sei ihre Klientin, sie meine Agentin und unsere Verbindung ausschließlich geschäftlicher Natur, aber das stimmte kein bisschen. (So wenig wie ihre Behauptung, sie wäre gern das klassische Lustobjekt gewesen. Ich kann mir keine Frau vorstellen, zu der diese Rolle weniger gepasst hätte.) Carmen war in allen entscheidenden Momenten meines Lebens an meiner Seite, als Paula krank wurde, ich heiratete, mich scheiden ließ, immer war sie bedingungslos für mich da.

Diese Frau, die es mit jedem Schlägertyp aufnehmen konnte, suchte Rat bei ihrer Astrologin, glaubte an Geistheiler, Gurus und Zauberei, war sentimental und so nah am Wasser gebaut, dass Gabriel García Márquez ihr eins seiner Bücher mit den Worten widmete: »Für eine in Tränen aufgelöste Carmen Balcells.«

Sie war bis zur Verrücktheit großzügig. Meiner Mutter schickte sie zum Achtzigsten achtzig weiße Rosen nach Chile, und Onkel Ramón bekam neunundneunzig zu seinem Geburtstag. Das Datum vergaß sie nie, weil beide am gleichen Tag im August geboren waren. Einmal schenkte sie mir einen kompletten Satz Koffer von Louis Vuitton, weil sie fand, mein Gepäck sei schäbig und unzeitgemäß. Die Koffer wurden mir alle am Flughafen von Caracas geklaut, beim ersten und einzigen Mal, als ich sie benutzte, aber ich sagte Carmen nichts davon, sonst hätte sie gleich für Ersatz gesorgt. Sie schickte mir so viele Pralinen, dass ich noch heute in erstaunlichen Winkeln meines Hauses unverhofft welche finde.

Der plötzliche Tod dieser großartigen Katalanin ließ mich für eine Weile im Gefühl zurück, die Rettungsinsel verloren zu haben, die mich im stürmischen Literaturbetrieb über Wasser hielt, doch die Agentur, die von ihr mit Talent und Weitblick aufgebaut wurde, funktioniert unter der Leitung ihres Sohnes Lluís Miquel Palomares reibungslos weiter.

Carmens Foto steht auf meinem Schreibtisch, um mich an ihre Ratschläge zu erinnern: Ein erstes gutes Buch kann jeder schreiben, die

Schriftstellerin beweist sich im zweiten und in denen danach; über dich werden sie sehr hart urteilen, uns Frauen verzeiht man den Erfolg nicht; schreib, was du willst, lass nicht zu, dass sich jemand in deine Arbeit oder deine Geldangelegenheiten einmischt; behandele deine Kinder wie Prinz und Prinzessin, das haben sie verdient; heirate, ein Ehemann, einerlei wie dumm, ist kleidsam.

Genau wie Carmen es mir prophezeit hatte, dauerte es Jahrzehnte, bis ich die Anerkennung erhielt, die jeder männliche Autor in meiner Situation für selbstverständlich halten würde. In Chile ist es für mich am schwierigsten gewesen, von der Kritik akzeptiert zu werden, obwohl ich mich auf die Zuneigung meiner Leserschaft dort stets verlassen konnte. Ich hege keinerlei Groll gegen die Kritiker, denn es ist charakteristisch für dieses Land, dass dort jeder, der sich über den Durchschnitt erhebt, niedergemacht wird, es sei denn, er spielt Fußball. Wir haben sogar ein Wort dafür: »Jackenhakeln«. Das heißt, man packt das Opfer am Revers und zieht es nach unten. Handelt es sich um eine Frau, geht das mit doppelter Geschwindigkeit und Härte, weil verhindert werden muss, dass ihr der Ruhm zu Kopf steigt. Hätte man bei mir nicht gehakelt, wäre ich erschrocken, weil es bedeutet hätte, dass ich vollkommen unbedeutend bin.

Nachdem zwanzig Bücher von mir erschienen und in mehr als vierzig Sprachen übersetzt worden waren, sagte ein chilenischer Schriftsteller, an dessen Namen ich mich nicht erinnere, anlässlich meiner Nominierung für den Chilenischen Nationalpreis für Literatur, ich sei keine Schriftstellerin, sondern eine Schreibtante. Carmen Balcells fragte ihn, ob er etwas von mir gelesen hätte, worauf sich diese Meinung stütze, und er antwortete, das würde er nie im Leben tun. 2010 wurde mir, unterstützt von vier ehemaligen Präsidenten der Republik, mehreren politischen Parteien und dem Abgeordnetenhaus, der Preis zuerkannt, und erst dadurch stieg ich ein wenig im Ansehen der Kritik in meinem Land. Carmen schickte fünf Kilo Pralinen mit Orangenfüllung, meine Lieblingssorte.

VON MAE WEST, der großen Filmdiva der dreißiger Jahre, stammt die Behauptung, man sei nie zu alt, um jünger zu werden. Die Liebe verjüngt, das steht außer Frage. Ich erlebe eine neue Liebe und fühle mich vermutlich deshalb so gesund und begeisterungsfähig, als wäre ich dreißig Jahre jünger. In meinem speziellen Fall liegt das an dem Glückshormon Endorphin. Doch offenbar empfinden wir uns alle als jünger, als wir es an Jahren tatsächlich sind, und wir sind überrascht, wenn der Kalender uns klarmacht, dass schon wieder ein Jahr oder ein weiteres Jahrzehnt vergangen sind. Die Zeit rinnt uns schnell durch die Finger. Ich vergesse mein Alter so sehr, dass ich verwirrt bin, wenn mir jemand im Bus seinen Sitzplatz anbietet.

Ich fühle mich jung, weil ich noch mit den Hündinnen auf dem Fußboden herumtollen kann, mich zum Eisessen davonstehle, mich erinnere, was ich zum Frühstück hatte, und fröhlich mit meiner Liebe das Bett zerwühle. Allerdings bin ich vorsichtig genug, meine Fähigkeiten nicht auf die Probe zu stellen, und nehme meine Einschränkungen still hin. Ich tue weniger als früher und teile mir meine Zeit besser ein, weil ich für alles länger brauche. Unangenehmen Verpflichtungen, zu denen ich mich früher genötigt sah, verweigere ich mich inzwischen, seien es unnötige Reisen oder gesellschaftliche Zusammenkünfte mit mehr als acht Personen, bei denen ich nicht gesehen werde, weil ich allen nur bis zur Hüfte reiche. Ich meide lärmende Kinder und Erwachsene mit schäbigem Charakter.

Dass mit dem Alter die Verluste zunehmen, ist natürlich. Man verliert Menschen, Tiere, Orte und die unerschöpfliche Energie von früher. Bis zu meinem Siebzigsten konnte ich mit drei oder vier Aufgaben gleichzeitig jonglieren, mit einem Minimum an Schlaf tagelang durcharbeiten und zehn Stunden am Stück schreiben. Ich war beweglicher und kräftiger. Am frühen Morgen warf ich zum Aufstehen die Beine in die Luft und landete einigermaßen elegant neben dem Bett, bereit, zu duschen und den Tag zu

beginnen. Mich im Bett herumdrücken? Faule Sonntage? Mittagsschlaf? Alles nichts für mich. Heute schleppe ich mich leise aus dem Bett, um meinen Gefährten und die Hündinnen nicht zu wecken. Ich habe nur noch eine einzige Aufgabe, das Schreiben, und ich brauche eine Ewigkeit, um damit anzufangen, halte nicht länger als vier oder fünf Stunden durch und auch das nur mit viel Kaffee und Willenskraft.

DER WUNSCH, die Jugend zu bewahren, ist so alt wie die Menschheit. Die erste schriftliche Erwähnung des Quells der ewigen Jugend stammt von Herodot aus dem 5. Jahrhundert vor Christus. Gierig suchten die spanischen und portugiesischen Eroberer im 16. Jahrhundert auf dem südamerikanischen Kontinent nach El Dorado, der Stadt aus purem Gold, wo die Kinder mit Smaragden und Rubinen Murmeln spielten, und außerdem nach dem Jungbrunnen, dessen wundersame Wasser die Verheerungen des Alters wegwaschen sollten. Beides fanden sie nicht. An El Dorado glaubt inzwischen niemand mehr, die Fata Morgana ewiger Jugend besteht indes fort und findet Nahrung in einem Arsenal von Mittelchen für jeden, der sie sich leisten kann, Arzneien, Vitamine, Diäten, Übungen, Chirurgie und sogar Plazenta-Ampullen und Blutplasma-Infusionen, an denen Graf Dracula seine helle Freude hätte. Ich nehme an, das hilft alles irgendwie, schließlich leben wir heute dreißig Jahre länger als unsere Großeltern, aber länger zu leben heißt nicht unbedingt besser. Tatsächlich geht das lange Alter mit hohen sozialen und wirtschaftlichen Kosten einher, sowohl für den einzelnen Menschen als auch für den Planeten.

DAVID SINCLAIR, BIOLOGE, Professor für Genetik an der Harvard Medical School und Autor etlicher Bücher zum Thema, sieht im Altern eine Krankheit, die auch als solche behandelt werden sollte. In seinen molekularbiologischen Experimenten ist es ihm gelungen, den Alterungsprozess bei Mäusen aufzuhalten und in einzelnen Fällen sogar umzukehren. Er sagt, wir verfügten bereits heute über Verfahren, die es uns in naher Zukunft erlauben werden, die Symptome und Beschwerden des Alterns zu vermeiden, indem wir uns weitgehend pflanzlich ernähren und morgens eine Pille zum Frühstück nehmen. Theoretisch könnten wir bei guter Gesundheit und klarem Kopf hundertzwanzig Jahre alt werden.

Solange Sinclair den Schritt von den Mäusen zu den Menschen noch nicht getan hat, liegt das Geheimnis einer verlängerten Jugend womöglich in der Haltung, das jedenfalls hat meine Mutter immer gesagt, und es wurde mir von Sophia Loren bestätigt, die in den fünfziger und sechziger Jahren die Filmgöttin schlechthin war. Ich erwähnte sie meinen Enkelkindern gegenüber (allesamt erwachsen), und sie hatten den Namen noch nie gehört, was mich andererseits nicht wundert, denn sie wissen auch nicht, wer Gandhi war. Ich lernte die italienische Diva bei den Olympischen Winterspielen 2006 in Turin kennen, wo wir zusammen mit sechs anderen Frauen die Olympiafahne ins Stadion trugen.

Sophia stach aus der Gruppe heraus wie ein Pfau zwischen Hühnern. Ich konnte den Blick nicht von ihr lassen, sie war das Sexsymbol einer Epoche gewesen und sah mit ihren über siebzig noch immer umwerfend aus. Wie schaffte sie es, so ungebrochen attraktiv und jung zu wirken? In einem Fernsehinterview sagte sie, es liege daran, dass sie glücklich sei, und: »Alles, was Sie sehen, verdanke ich den Nudeln.« In einem anderen Interview fügte sie an, der Trick sei gute Haltung. »Ich halte mich immer gerade und mache keine Altersgeräusche, schnaufe nicht, stöhne nicht, huste nicht und hebe beim Gehen die Füße.« Haltung war ihr Mantra. Ich

habe mich bemüht, Sophias Rat bezüglich der Haltung zu beherzigen, aber als ich den Unsinn mit den Nudeln ausprobierte, nahm ich fünf Kilo zu.

Am Altwerden ist nichts verkehrt, außer dass Mutter Natur die Älteren aussortiert. Sind die reproduktiven Jahre vorbei und unsere Nachkommen aus dem Gröbsten raus, werden wir verzichtbar. Möglich, dass in irgendwelchen entlegenen Gegenden, sagen wir in irgendeinem hypothetischen Dorf in Borneo, das Alter verehrt wird und niemand jung aussehen möchte, man lieber älter wirkt, um respektiert zu werden, aber hierzulande ist das erwiesenermaßen nicht so. Und auch dass es aktuell um Altersdiskriminierung ähnliche Debatten gibt wie vor zehn Jahren um Sexismus und Rassismus, ändert daran noch wenig. Ein kompletter Industriezweig befasst sich mit Anti-Aging, als wäre Altern eine Charakterschwäche.

Früher war man mit zwanzig erwachsen, mit vierzig in einem reifen Alter, und mit fünfzig begann man alt zu sein. Heute zieht sich das Heranwachsen bis Mitte dreißig oder Anfang vierzig, die Reife setzt um die sechzig ein und das Altsein erst mit achtzig. Die Jugend wurde ausgedehnt, weil das den Baby-Boomern gefiel, was in den USA die Generation ist, die nach dem Zweiten Weltkrieg geboren wurde und im letzten halben Jahrhundert viele Aspekte der Kultur nach der eigenen Befindlichkeit geprägt hat.

Doch wie dem auch sei und wie sehr wir uns auch an die Illusion von Jugendlichkeit klammern, gehen die meisten Menschen in meinem Alter mit Riesenschritten der Gebrechlichkeit entgegen, und wir werden am Ende alle tot sein, ehe die Altersdiskriminierung abgeschafft ist.

Ich werde nicht mehr in den Genuss des wissenschaftlichen Fortschritts auf diesem Gebiet kommen, meine Enkelkinder erreichen hingegen bestimmt topfit die hundert. Was mir bleibt, ist frohgemut zu altern, und dazu habe ich mir ein paar Regeln gegeben: Ich mache nicht mehr so leicht Zugeständnisse, keine High Heels mehr, keine Diäten und keine Geduld mit Idioten. Und ich habe gelernt, NEIN zu sagen, wenn mir etwas nicht behagt, und mich deswegen nicht schuldig zu fühlen. Mein Leben ist dadurch besser geworden, doch mich endgültig aus dem Kampfgetümmel

zurückzuziehen ist nichts für mich, ich möchte mir lieber etwas Feuer bewahren, im Denken und auch im Empfinden.

DIE VON SOPHIA LOREN empfohlene Haltung und die Nudeln sind das eine, aber mein Geheimnis für ein erfülltes Leben und ein glückliches Alter liegt eher darin, meiner Freundin Olga Murray nachzueifern. Stellen Sie sich eine junge Frau von vierundneunzig Jahren vor, ohne Brille, Hörgerät und Stock, in leuchtende Farben gekleidet und mit Tennisschuhen an den Füßen, die noch selbst Auto fährt, allerdings nur vorwärts und ohne die Spur zu wechseln. Diese zierliche, vitale und leidenschaftliche kleine Dame verfolgt ein Ziel, das ihr Leben leitet, ihre Tage ausfüllt und sie jung hält.

Ihre Geschichte ist faszinierend, ich kann sie hier nur anreißen, aber suchen Sie Olga Murray bitte im Netz. Es lohnt sich. Mit Anfang sechzig wurde Olga Witwe und machte sich zu einer Trekkingtour durch die Berge von Nepal auf. Dort stürzte sie, brach sich einen Knöchel, und der Sherpa, der sie begleitete, musste sie in einem Korb auf dem Rücken bis in die nächste Siedlung tragen, ein sehr armes und abgeschiedenes Dorf. Während sie dort auf einen Krankentransport in die Stadt wartete, wurde sie Zeugin eines Markttreibens. Die Bewohner bereiteten mit dem wenigen, was sie hatten, Essen zu, kleideten sich in ihre besten Sachen, es gab Musik und Tanz. Dann kamen Busse aus der Stadt und brachten Makler, die kleine Mädchen zwischen sechs und acht Jahren kauften. Ihre Eltern verkauften sie, weil sie nicht genug hatten, um sie zu ernähren.

Die Makler bezahlten eine Summe, die dem Preis von zwei Ziegen oder einem Ferkel entsprach, und nahmen die Mädchen unter der Zusicherung mit, dass sie in gute Familien kämen, zur Schule gehen könnten und genug zu essen haben würden. Tatsächlich wurden sie als Kamlaris verkauft, in ein sklavenähnliches Dienstbotendasein. Als Kamlaris würden sie fortan rund um die Uhr arbeiten, auf dem Boden schlafen, essen, was die Familie übrig ließ, keine Schule besuchen, misshandelt werden, sie hätten weder Zugang zu ärztlicher Versorgung noch irgendwelche

Freiheiten. Im besten Fall. Im schlechteren würden sie weiterverkauft an Bordelle.

Olga sah ein, dass es wenig Sinn hatte, ihre gesamte Reisekasse einzusetzen, damit einige der Mädchen zu kaufen und sie an ihre Familien zurückzugeben, denn sie würden nur erneut verkauft, doch sie fasste den Entschluss, den Kamlaris zu helfen. Das wurde zu ihrer Lebensaufgabe. Sie wusste, sie würde sich um die Mädchen, die sie befreite, über viele Jahre kümmern müssen, bis sie groß genug wären, für sich selbst zu sorgen. Sie kehrte nach Kalifornien zurück und gründete dort die Wohlfahrtsorganisation Nepal Youth Foundation, die ausgebeuteten Kindern ein Dach über dem Kopf, Ausbildungsmöglichkeiten und Gesundheitsversorgung bietet. Olga hat ungefähr fünfzehntausend Mädchen aus dem häuslichen Sklavendienst befreit und bewirkt, dass diese Praxis in Nepal mit anderen Augen gesehen wird. Dank ihr hat die Regierung das Kamlari-System mittlerweile für illegal erklärt.

Olga hat noch ein paar andere, ähnlich spektakuläre Projekte angeschoben, wie Heime für verwaiste oder verlassene Kinder, Schulen und Ernährungsstationen in mehreren Krankenhäusern, wo Mütter geschult werden, damit sie mit dem, was ihnen zur Verfügung steht, ihre Familien ausgewogen ernähren können. Ich habe Vorher-nachher-Fotos gesehen: ein unterernährtes Kind, nur Haut und Knochen und nicht in der Lage, sich auf den Beinen zu halten, nach einem Monat beim Ballspielen.

Olgas Stiftung hat am Stadtrand von Katmandu ein Modelldorf für besonders schutzbedürftige Kinder gebaut, dort gibt es eine Schule, Werkstätten und Wohnhäuser. Der Name passt perfekt: Olgapuri, Olgas Oase. Wenn Sie das sehen könnten! Es ist der fröhlichste Ort der Erde. Diese wunderbare Frau wird in Nepal von tausenden von Kindern geliebt, buchstäblich von tausenden. Wenn sie nach Katmandu kommt, begrüßt sie schon am Flughafen ein Schwarm von Kindern und Jugendlichen, die mit Luftballons und Blumenketten ihre Mama willkommen heißen.

Selbst in ihrem fortgeschrittenen Alter ist Olga noch so gesund und vital, dass sie zweimal im Jahr die Reise zwischen Nepal und Kalifornien unternimmt (sechzehn Stunden Flugzeit, dazu noch ein paar für

Zwischenstopps und Warten auf Anschlussflüge). Sie arbeitet weiter unermüdlich für die Finanzierung und die Supervision ihrer Projekte. Ihre blauen Augen strahlen, wenn sie von ihren Kindern erzählt. Immer lächelt sie, ist zufrieden, ich habe nie gehört, dass sie sich beklagt oder anderen die Schuld an etwas gegeben hätte, alles an ihr ist Güte und Dankbarkeit. Olga Murray ist meine Heldin. Wenn ich groß bin, möchte ich so sein wie sie.

GERN HÄTTE ICH DIE prallen Brüste und die langen Beine von Sophia Loren, aber wenn ich mich entscheiden müsste, dann würde ich doch lieber das nehmen, was ein paar der guten Hexen in meinem Bekanntenkreis haben: Entschlossenheit, Mitgefühl und gute Laune.

Laut dem Dalai Lama liegt die Hoffnung der Welt auf Frieden und Wohlergehen in den Händen der Frauen des Westens. Ich nehme an, er hebt sie besonders hervor, weil sie mehr Rechte und Einflussmöglichkeiten besitzen als andere Frauen auf der Welt. Die Aufgabe kommt aber wohl allen Frauen zu.

Zum ersten Mal in der Geschichte gibt es Millionen gut ausgebildeter Frauen, die Zugang zu ärztlicher Versorgung haben, informiert sind, untereinander vernetzt und entschlossen, die Bedingungen zu ändern, unter denen wir leben. Und wir sind nicht allein, viele Männer stehen an unserer Seite, fast alle sind jung: unsere Söhne und Enkel. Den alten ist nicht zu helfen, man muss einfach darauf hoffen, dass sie nach und nach wegsterben. Verzeihen Sie, das klingt etwas grausam, nicht alle alten Männer sind hoffnungslose Fälle, es gibt auch aufgeklärte Exemplare, die das Herz am rechten Fleck haben und entwicklungsfähig sind. Aber – ha! – die alten Frauen! Die sind ein anderes Kaliber.

Dies ist die Ära der couragierten Großmütter, und wir sind die am schnellsten wachsende Bevölkerungsgruppe. Wir alten Frauen haben viel erlebt, wir haben nichts zu verlieren und sind deshalb nur schwer einzuschüchtern; wir können Klartext reden, weil wir außer Konkurrenz laufen, nicht gefallen oder beliebt sein wollen; wir kennen den unermesslichen Wert von Freundschaft und Zusammenarbeit. Der Zustand der Menschheit und des Planeten bereitet uns Sorgen. Jetzt müssen wir uns nur noch einig werden, um die Welt gehörig aufzurütteln.

AUCH DER RUHESTAND GEHÖRT zu den Dingen, von denen mehr und mehr Frauen betroffen sind, weil inzwischen die meisten von uns außer Haus arbeiten. Die anderen, die Hausfrauen, gehen nie in Rente und gönnen sich auch keine Ruhe. Auf Spanisch heißt das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben »jubilación«, darin steckt der Jubel. Damit soll wohl ausgedrückt werden, dass es eine tolle Zeit ist, weil man tun kann, wozu man Lust hat. Schön wär's. Wenn diese Zeit beginnt, sind viele weder körperlich noch finanziell in der Lage, zu tun, wozu sie Lust haben. Und Nichtstun macht erwiesenermaßen nur selten glücklich.

Für Männer kann die Rente der Anfang vom Ende sein, weil sie ihren Selbstwert und ihre Verwirklichung aus der Arbeit ziehen, sie in die Arbeit alles investieren, was sie sind, so dass danach wenig übrig bleibt und sie geistig und emotional abbauen. Dann beginnt die Zeit der Angst vor dem Ungenügen, vor dem Verlust der wirtschaftlichen Grundlagen, vor dem Vereinsamen, die Liste ließe sich lange fortsetzen. Wenn sie nicht eine Partnerin oder einen Partner haben, die sich kümmern, und keinen Hund, der sie wedelnd begrüßt, sind sie erledigt. Wir Frauen haben es da besser, weil wir nicht nur arbeiten, sondern auch familiäre und freundschaftliche Beziehungen pflegen, geselliger sind als die Männer und vielfältiger interessiert. Aber auch wir werden durch die mit den Jahren einhergehende Gebrechlichkeit ängstlicher. Ich verallgemeinere stark, aber Sie verstehen, was ich meine.

Laut Gerald G. Jampolsky, einem berühmten Psychiater und Autor von mehr als zwanzig Bestsellern über Psychologie und Philosophie, wird unsere Fähigkeit, glücklich zu sein, zu fünfundvierzig Prozent von den Genen und zu fünfzehn Prozent von den Umständen beeinflusst, was bedeutet, dass die verbleibenden vierzig Prozent von uns selbst, durch unsere Überzeugungen und unsere Lebenseinstellung, bestimmt werden. Mit seinen fünfundneunzig Jahren behandelt Jampolsky noch Patienten und schreibt Bücher, geht fünfmal in der Woche ins Studio, dankt jeden

Morgen nach dem Aufwachen für den neuen Tag und nimmt sich vor, ihn glücklich zu erleben, einerlei, wie es ihm körperlich geht. Das Alter muss einen nicht davon abhalten, weiterhin entschlossen und kreativ zu sein und Anteil an der Welt zu nehmen.

Da wir heute länger leben, bleiben mir noch ein paar Jahrzehnte, um neue Vorhaben zu fassen und dem restlichen Dasein einen Sinn zu geben, wie Olga Murray das getan hat. Jampolsky setzt auf die Liebe als bestes aller Heilmittel: Er schenkt Liebe mit vollen Händen. Kränkungen sollten vergessen, alles Negative abgeschüttelt werden. Groll und Zorn sind kräftezehrender als das Verzeihen. Und der Schlüssel zum Glück liegt eben darin, den anderen und sich selbst zu verzeihen. Die letzten Jahre können die besten sein, wenn wir uns statt für die Angst für die Liebe entscheiden, sagt er. Und die Liebe sprießt nicht wie Unkraut, sie braucht Pflege, um zu gedeihen.

FRAGE DES JOURNALISTEN an den Dalai Lama: Erinnern Sie sich an Ihre früheren Leben?

Antwort: In meinem Alter fällt es mir schwer, mich an gestern zu erinnern.

MEIN STIEFVATER, ONKEL RAMÓN, war körperlich aktiv und geistig brillant, bis er seine Arbeit als Direktor der chilenischen Diplomatenschule aufgab. Danach baute er ab. Er war sehr gern unter Menschen gewesen und hatte Dutzende von Freunden, aber die wurden nach und nach senil oder starben. In seiner letzten Lebensphase – er erreichte das ehrwürdige Alter von hundertzwei Jahren – hielt Panchita zu ihm, war seiner schlechten Laune allerdings ziemlich überdrüssig und hätte es vorgezogen, Witwe zu sein. Gepflegt wurde er von einem Team aus Frauen, die ihn päppelten wie eine Orchidee im Gewächshaus.

»Mein größter Fehler war es, in Rente zu gehen. Gut, ich war achtzig, aber das ist ja bloß eine Zahl, ich hätte noch zehn Jahre arbeiten können«, sagte er einmal zu mir. Ich wollte ihn nicht daran erinnern, dass er mit achtzig Hilfe brauchte, um sich die Schuhe zu binden, und bin mit ihm der Meinung, dass gleichzeitig mit seiner Pensionierung auch sein allmählicher Niedergang einsetzte.

Das hat mich in meinem Entschluss bestärkt, für immer tätig zu bleiben, noch die letzte Hirnzelle und den letzten Seelenfunken aufzubrauchen, so dass nichts übrig ist, wenn ich sterbe. Statt zur Ruhe, werde ich mich instand setzen. Und ich denke nicht daran, mich zurückzuhalten. Die bekannte Fernsehköchin Julia Child hat behauptet, die Schlüssel zu ihrem langen Leben seien rotes Fleisch und Gin. Meine Ausschweifungen sind anderer Natur, aber genau wie Julia werde ich nicht auf sie verzichten. Meine Mutter sagte immer, das Einzige, was man im Alter bereue, seien die Sünden, die man nicht begangen, und die Sachen, die man nicht gekauft habe.

Sofern mich nicht die Demenz ereilt (die in meiner langlebigen Familie nie vorgekommen ist), habe ich nicht vor, eine Greisin zu werden, die andere machen lässt und außer ein, zwei Hunden keine Gesellschaft hat. Allein mir das auszumalen ist schrecklich, und Jampolsky rät ja dazu, nicht in Angst zu leben. Also wappne ich mich für die Zukunft. Mit dem

Alter verstärken sich die guten und die schlechten Eigenschaften. Dass man wie von selbst weise würde, stimmt nicht, die Alten werden ja im Gegenteil fast immer ein bisschen wunderlich. Wer Weisheit anstrebt, sollte in jungen Jahren mit dem Üben beginnen. Solange ich kann, möchte ich mich die Treppe hinauf in mein Dachzimmer schaffen und dort den Tag vergnügt mit dem Erzählen von Geschichten verbringen. Wenn mir das gelingt, kann das Alter mir nichts anhaben.

WANN DAS ALTER BEGINNT, wird von der Gesellschaft bestimmt, gesetzlich liegt die Schwelle in den USA bei sechsundsechzig Jahren, weil man dann Anspruch darauf hat, in Rente zu gehen. Die meisten tun das auch, die Frauen hören auf, sich die Haare zu färben (bitte noch nicht!) und die Männer nehmen Viagra, um ihren Fantasien nachzujagen (entsetzlich!). Tatsächlich beginnt das Älterwerden mit der Geburt, und jeder Mensch erlebt es auf seine Weise. Nicht zuletzt unterliegt es kulturellen Einflüssen. Mit fünfzig kann eine Frau in Las Vegas unsichtbar, in Paris dagegen überaus attraktiv sein. Ein siebzigjähriger Mann mag in irgendeinem Dorf im Nirgendwo ein Greis sein, in der Bucht von San Francisco, wo ich wohne, sind ganze Gangs davon auf Fahrrädern unterwegs, was löblich wäre, würden sie nicht in diesen zu knappen neonfarbenen Pellen stecken.

Man schärft uns ein, wir müssten uns gesund ernähren und Sport treiben, um im Alter in Form zu sein. Schon möglich, aber man muss das nicht verallgemeinern. Ich bin nie sportlich gewesen, warum sollte ich mich also auf meine alten Tage mit Turnübungen quälen? Ich halte mich fit, indem ich mit den Hunden zum nächsten Café spaziere und dort meinen Cappuccino trinke. Meine Eltern haben gesund ein Jahrhundert gelebt, und ich wüsste nicht, dass sie je in einem Studio geschwitzt oder sich beim Essen etwas verboten hätten. Bei Tisch tranken sie ein, zwei Gläser Wein und später am Abend einen Cocktail. Sie nahmen Sahne und Butter zu sich, rotes Fleisch, Kaffee, Eier, Nachtisch, alle erdenklichen Arten verpönter Kohlehydrate, alles in Maßen. Sie wurden nicht dick und hatten von Cholesterin nie gehört.

Meine Eltern erfuhren Liebe und Pflege bis zum letzten Augenblick ihres erfüllten Lebens, aber so etwas ist die Ausnahme. Die letzte Phase des Lebens ist oft unglücklich, weil die Gesellschaft nicht darauf vorbereitet ist, dass die Menschen so alt werden. Wir mögen noch so emsig Pläne schmieden, am Ende fehlen vielen doch die Mittel. Die letzten

sechs Jahre des Lebens sind die teuersten, sie bringen die meisten Schmerzen und die größte Einsamkeit, es sind Jahre der Abhängigkeit und viel zu oft auch Jahre der Armut. Früher kümmerten sich die Familien – besser gesagt die Frauen der Familie – um die Alten, aber in unserer Weltgegend ist das selten geworden. Man wohnt beengt, das Geld ist knapp, die Arbeit ist fordernd, der Alltag dicht getaktet, und dann leben die alten Leute auch noch zu lang.

Wer wie ich die siebzig überschritten hat, fürchtet sich davor, seine Tage in einem Heim zu beenden, mit Medikamenten betäubt, gewindelt und an einen Rollstuhl gefesselt. Ich möchte sterben, bevor ich zum Duschen Hilfe benötige. Im Kreis meiner Freundinnen träumen wir öfter davon, dass wir eine Wohngemeinschaft gründen, wenn wir eines Tages alle Witwen sind, die Männer halten ja nicht so lange. (Das male ich mir lieber nicht aus, schließlich bin ich frisch verheiratet, da macht es mich traurig, an Witwenschaft zu denken.) Wir könnten zum Beispiel irgendwo ein Grundstück erwerben, nicht so weit entfernt von einem Krankenhaus, könnten Hütten darauf bauen, in denen jede für sich wohnen kann, was wir an Versorgung brauchen, regeln wir gemeinschaftlich, und wir hätten einen Ort, wo wir unsere Haustiere halten, einen Garten und allerlei Zerstreuung haben könnten. Wir bereden das oft, verschieben es aber immer auf später, nicht nur weil es ein kostspieliges Vorhaben ist, sondern weil wir im Grunde glauben, dass wir ewig alleine klarkommen werden. Magisches Denken.

SOLANGE ES UNS NICHT GELINGT, die Symptome des Alters zu vermeiden und nach den Empfehlungen von Prof. David Sinclair mit hundertzwanzig noch gesund zu sein, müssen wir der lästigen Langlebigkeit der Menschen ins Auge sehen. Es wäre verrückt, länger den Kopf in den Sand zu stecken. Als Gesellschaft müssen wir einen Weg finden, uns um die Alten zu kümmern, und wir müssen ihnen beim Sterben helfen, falls sie das wünschen. Sterbehilfe sollte überall auf der Welt möglich sein, nicht nur in wenigen, besonders fortschrittlichen Gegenden. Der würdige Tod ist ein Menschenrecht, doch nötigen uns Gesetze und medizinische Einrichtungen häufig, über die Würde hinaus am Leben zu bleiben. Wie Abraham Lincoln gesagt haben soll, zählen jedoch nicht die Jahre des Lebens, sondern das Leben in diesen Jahren.

Mit einem Freund, der mit seinen fünfundachtzig noch derselbe Charmeur ist wie eh und je, hatte ich vereinbart, dass wir uns zusammen umbringen würden, wenn uns die Zeit dafür gekommen schiene. Er wollte mit seinem Sportflugzeug, einer Mücke aus Blech, auf den Horizont zuhalten, bis ihm der Treibstoff ausginge und wir zusammen in den Pazifik stürzten. Ein sauberes Ende, das unseren Familien die Umstände von zwei Bestattungen erspart hätte. Unglücklicherweise ist der Pilotenschein meines Freundes vor zwei Jahren abgelaufen, er konnte ihn nicht verlängern und musste die Mücke verkaufen. Zur Zeit denkt er über ein Motorrad nach. Ein schnelles Ende, das würde ich mir für mich wünschen, denn ich bin nicht Olga Murray, ich werde nie mein eigenes Dorf voller zugewandter Menschen haben, die sich um mich kümmern bis zum Schluss.

Und übrigens: Solange die Geburtenrate in den USA und in Europa so niedrig ist und die Bevölkerung altert, sollten Einwanderer mit offenen Armen willkommen geheißen werden. Sie sind immer jung – wer alt ist, verlässt seine Heimat nicht –, und mit ihrer Arbeit helfen sie, die Ruheständler durchzufüttern. Außerdem werden dort, wo ich wohne,

Kinder und Greise traditionell von eingewanderten Frauen betreut. Sie sind es, die sich geduldig und fürsorglich um diejenigen kümmern, die uns am meisten am Herzen liegen.

Alte Menschen werden von der Politik nicht wichtig genommen, sie sind lästig. Die Regierung stellt nicht genügend Mittel für sie bereit, das Gesundheitssystem ist ungerecht und unzureichend, die Maßnahme der Wahl besteht meist darin, sie abseits von den Blicken der Öffentlichkeit zu verwahren. Dabei sollte ein Land denjenigen, die über vierzig oder fünfzig Jahre ihren Beitrag zur Gemeinschaft geleistet haben, ein Dasein in Würde ermöglichen, was aber nur in ein paar wenigen kultivierten Ausnahmeländern geschieht, wo wir alle gern leben würden. Das schreckliche Schicksal der meisten alten Menschen ist es indes, dass sie am Ende abhängig sind, arm und ausgegrenzt.

VIELLEICHT WIRD NICHTS AUS meinem Vorhaben, tätig zu bleiben und in vollem Lauf zu sterben, und es kommt dazu, dass ich nach und nach von allem Abschied nehmen muss, was mir heute wichtig erscheint. Ich hoffe, als Letztes wird es die Sinnlichkeit und das Schreiben treffen.

Sollte ich übermäßig lange leben, wird meine Auffassungsgabe schwinden. Wenn ich mich nicht mehr erinnern und konzentrieren kann, ist es mit dem Schreiben vorbei, dann haben alle in meiner Umgebung zu leiden, denn für sie ist es am besten, wenn ich ihnen nicht in die Quere komme und in einem Zimmer für mich allein bleibe. Sofern ich den Verstand verliere, werde ich es nicht merken, aber es wäre sehr unschön, wenn ich wie meine Mutter bei klarem Bewusstsein meine Selbständigkeit einbüßte.

Noch bin ich mobil, aber irgendwann wird das Autofahren zum Problem. Eine gute Fahrerin war ich nie, und besser ist das nicht geworden. Ich fahre gegen Bäume, die unvermutet an Stellen auftauchen, wo nie welche waren. Nachts setze ich mich möglichst gar nicht mehr ans Steuer, weil ich im Dunkeln keine Schilder lesen kann und mich unweigerlich verirre. Autofahren ist nicht die einzige Herausforderung. Ich sträube mich dagegen, mir einen neuen Computer anzuschaffen, mein Handy und mein altes Auto zu ersetzen oder zu lernen, wie die fünf Fernbedienungen unseres Fernsehapparats funktionieren. Ich kriege Flaschen nicht mehr auf, Stühle werden schwerer, Knopflöcher kleiner, Schuhe enger.

Meine Freundin Grace Dammann, eine der sechs Schwestern vom immerwährenden Durcheinander, die den engsten Kreis meiner spirituellen Praxis bilden, sitzt nach einem schrecklichen Verkehrsunfall auf der Golden Gate Bridge seit vielen Jahren im Rollstuhl. Davor war sie sehr sportlich, sie trainierte, um den Mount Everest zu besteigen, aber bei dem Unfall wurden etliche ihrer Knochen zermalmt, so dass sie sich heute kaum bewegen kann. Sie brauchte Jahre, um ihren Zustand zu

akzeptieren, in ihrer Vorstellung fuhr sie noch immer Wasserski auf Hawaii und lief Marathon.

Weil sie Unterstützung braucht, lebt Grace inzwischen in einer Seniorenresidenz, wo sie die Jüngste ist. Die Hilfe, die sie bekommt, ist sehr überschaubar, morgens knappe fünf Minuten zum Anziehen, noch einmal fünf abends, um ins Bett zu gehen, und zweimal in der Woche wird sie geduscht. Dieses Duschen ist ihre größte sinnliche Freude. Sie sagt, jeder Wassertropfen auf ihrer Haut sei ein Segen, sie genieße die Seife und den Schaum des Shampoos in ihren Haaren. Ich denke häufig an Grace, wenn ich dusche, damit ich dieses Privileg nicht für selbstverständlich halte.

WÄHREND MEIN KÖRPER gebrechlicher wird, verjüngt sich meine Seele. Ich nehme an, auch bei mir treten die guten und die schlechten Eigenschaften deutlicher hervor. Ich bin verschwenderischer und zerstreuter als früher, aber ich ärgere mich weniger, weil mein Wesen etwas sanfter geworden ist. Meine Leidenschaft für Themen, für die ich von jeher gestritten habe, und für Menschen, die ich liebe, ist größer geworden. Meine Verletzlichkeit macht mir keine Angst mehr, weil ich sie nicht mehr mit Schwäche verwechsele, also kann ich mit offenen Armen, offenen Türen und offenem Herzen leben. Auch deshalb bin ich froh über mein Alter und froh, eine Frau zu sein: Ich muss meine Männlichkeit nicht beweisen, wie Gloria Steinem einmal gesagt hat. Das heißt, ich muss dieses Bild von Stärke nicht aufrechterhalten, das mein Großvater mir vermittelt hatte und das in früheren Phasen meines Lebens durchaus nützlich war, inzwischen jedoch nicht mehr gebraucht wird. Heute kann ich mir den Luxus erlauben, um Hilfe zu bitten und gefühlvoll zu sein.

Seit meine Tochter gestorben ist, bin ich mir der Nähe des Todes bewusst, und inzwischen, da ich über siebzig bin, freunde ich mich mit ihm an. Er ist kein mit einer Sense bewaffnetes Gerippe, das nach Fäulnis riecht, sondern eine reife Frau, elegant und freundlich und mit einem Duft nach Gardenien. Früher durchstreifte sie meine Wohngegend, dann das Grundstück nebenan, und inzwischen wartet sie geduldig in meinem Garten. Manchmal, wenn ich an ihr vorübergehe, grüßen wir uns, und sie erinnert mich daran, dass ich jeden Tag nutzen sollte, als wäre es einer der letzten.

Alles in allem ist dies für mich eine schöne Zeit in meinem langen Leben. Und das ist eine gute Nachricht für Frauen im Allgemeinen: Das Leben wird leichter, wenn die Wechseljahre und die Erziehung der Kinder hinter uns liegen, sofern wir es schaffen, unsere Erwartungen herunterzufahren, wir uns nicht verdrießen lassen und uns entspannen, weil es ja doch, abgesehen von unserem engsten Kreis, keinen Menschen

kümmert, was wir tun oder wer wir sind. Wir müssen niemand mehr etwas vormachen, uns nicht großtun, nicht mehr mit uns hadern oder uns geißeln wegen Nichtigkeiten. Stattdessen dürfen wir uns selbst aus tiefem Herzen mögen, genau wie unsere Mitmenschen, ohne darüber nachzudenken, ob sie das erwidern. Jetzt ist die Zeit der Freundlichkeit.

DIE AUSSERGEWÖHNLICHEN FRAUEN, die ich im Laufe meines Lebens kennenlernen durfte, bestärken mich in meiner Vorstellung von einer Welt, in der weibliche Werte dasselbe Gewicht haben wie männliche, eine Vorstellung, die ich bereits mit fünfzehn hegte und über die ich meinem Großvater Vorträge hielt. Mit zusammengepressten Lippen und geballten Fäusten hörte er mich an und sagte: »In welcher Welt lebst du denn, Isabel. Du redest da von Dingen, die mit uns nichts zu tun haben.« Dasselbe sagte er Jahre später, als der Militärputsch von einem Tag auf den anderen die Demokratie in Chile beendete und das Land in eine langanhaltende Diktatur stürzte.

Als Journalistin erfuhr ich, was im Verborgenen geschah, hörte von Konzentrationslagern und Folterzentren, von vielen tausend Verschwundenen, von Ermordeten, deren Leichen man in der Wüste in die Luft sprengte oder aus Hubschraubern ins Meer warf.

Mein Großvater wollte von alldem nichts wissen, für ihn waren das nur Gerüchte, die uns nicht betrafen, und er befahl mir, mich aus der Politik rauszuhalten, still zu sein und zu Hause zu bleiben, ich solle an meinen Mann und meine Kinder denken. »Erinnerst du dich an die Geschichte von dem Papagei, der versucht hat, mit Flügelschlagen den Zug aufzuhalten? Der Zug hat ihn zerfetzt, nicht mal die Federn sind übrig geblieben zum Beweis. Was willst du überhaupt?«

Diese von meinem Großvater nur rhetorisch gestellte Frage hat mich über Jahrzehnte beschäftigt. Was will ich überhaupt? Was wollen wir Frauen? Gestatten Sie mir, dass ich die alte Geschichte vom Kalifen erzähle:

Im sagenumwobenen Bagdad wurde ein Mann zum wiederholten Mal bei einem Diebstahl erwischt und vor den Kalifen gebracht, damit er über ihn urteile. Die gewöhnliche Strafe wäre das Abhacken der Hände gewesen, doch der Kalif war an diesem Morgen milde gestimmt und bot dem Dieb einen Ausweg: »Sag mir, was die Frauen wollen, und ich lasse

dich gehen.« Der Mann überlegte eine Weile, betete zu Allah und seinem Propheten und antwortete dann: »O ehrwürdiger Kalif, die Frauen wollen, dass man ihnen zuhört. Fragt sie, was sie wollen, und sie werden es Euch sagen.«

Ich hatte gedacht, ich sollte zur Vorbereitung dieser Überlegungen ein wenig nachforschen, doch anstatt herumzulaufen und allerlei Frauen zu befragen, könnte ich Zeit sparen, indem ich das Internet zu Rate zöge. Ich stellte die Rätselfrage des Kalifen: »Was wollen die Frauen?«, und wurde verwiesen auf Selbsthilfeseiten mit Titeln wie: *Finde heraus, was die Frauen wollen, und schlaf mit ihnen.* Außerdem stieß ich auf Seiten, auf denen Männer anderen Männern Ratschläge gaben, um eine Frau zu finden. Hier ein Beispiel: »Die Frauen wollen harte Kerle, tritt aggressiv und selbstbewusst auf, gib ihnen nicht die Macht, zeig ihnen, wo es langgeht, nimm sie ran, was du brauchst, steht an erster Stelle, das mögen sie.«

Ich bezweifele, dass das zutrifft, jedenfalls bei den Frauen, die ich kenne, und das sind doch einige, wenn ich meine treuen Leserinnen mitzähle und die vielen Frauen, mit denen ich über meine Stiftung zu tun habe. Ich glaube, ich habe eine bessere Antwort auf die Frage des Kalifen. Wir Frauen wollen mehr oder weniger Folgendes: Sicherheit, Wertschätzung, ein Leben in Frieden, Mittel, über die wir selbst verfügen können, Verbundenheit untereinander und vor allem Liebe. Auf den kommenden Seiten werde ich mich bemühen, deutlich zu machen, was das bedeutet.

WIE GEWALTTÄTIG EIN LAND IST, lässt sich sehr deutlich daran ablesen, wie verbreitet dort die Gewalt gegen Frauen ist, da diese Zahl mit anderen Formen von Gewalt korreliert. In Mexiko, wo Straßenkriminalität an der Tagesordnung ist und die Verbrechen von Kartellen und organisierten Banden häufig straffrei bleiben, werden im Schnitt zehn Frauen am Tag ermordet. Das ist konservativ geschätzt. Die meisten dieser Frauen werden Opfer ihres Freundes, ihres Ehepartners oder anderer Männer aus ihrem Bekanntenkreis. Seit den neunziger Jahren wurden in Ciudad Juárez im Bundesstaat Chihuahua hunderte junger Frauen ermordet, zuvor meist vergewaltigt und häufig brutal gefoltert, ohne dass die Strafverfolgungsbehörden sich weiter darum geschert hätten. Nicht zuletzt deshalb kam es im März 2020 zu Massenprotesten von Frauen. Sie mobilisierten zum Generalstreik, riefen zu Arbeitsverweigerung in den Fabriken und im Haushalt auf und organisierten Protestmärsche. Ob sich das irgendwie auf das staatliche Handeln auswirken wird, muss sich noch zeigen.

Die Demokratische Republik Kongo trägt nach einer Geschichte voller Instabilität und bewaffneter Auseinandersetzungen den beschämenden Titel »Welt-Hauptstadt der Vergewaltigung«. Vergewaltigungen und andere systematisch ausgeübte Gewalt gegen Frauen werden von bewaffneten Gruppen als Mittel der Unterdrückung eingesetzt, in einem Drittel der Fälle sind die Täter allerdings Zivilisten. Dasselbe geschieht auch in anderen Gebieten in Afrika, in Lateinamerika, im Nahen Osten und in Asien. Je ausgeprägter der Männlichkeitskult und je betonter die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, desto mehr Gewalt müssen die Frauen erleiden, das lässt sich auch innerhalb terroristischer Gruppen beobachten.

Wir wollen Sicherheit für uns und unsere Kinder.

WIR SIND DARAUF GEPOLT, unsere Nachkommen zu beschützen und tun das erbittert und entschlossen. So wie übrigens die meisten Tiere das tun, auch wenn ich mir bei Reptilien, bei Schlangen oder Krokodilen, nicht sicher bin. Aber unter den Säugetieren sind es mit wenigen Ausnahmen die Weibchen, die sich um den Nachwuchs kümmern, und manchmal muss er gegen irgendwelche hungrigen Männchen mit dem Leben verteidigt werden.

Droht Gefahr, ist die männliche Reaktion Flucht oder Kampf: Adrenalin und Testosteron. Die weibliche Reaktion besteht darin, einen Kreis zu bilden und den Nachwuchs in die Mitte zu nehmen: Oxytocin und Östrogen. Oxytocin, das Hormon, das uns dazu anregt, uns zusammenzuschließen, zeigt so überraschende Wirkungen, dass einige Therapeuten es in der Paartherapie einsetzen. Beide Partner inhalieren es in Form eines Nasensprays in der Hoffnung, dass sie sich einigen, anstatt einander umzubringen. Willie und ich haben das versucht, allerdings ohne Erfolg, vielleicht war die Dosis nicht hoch genug. Am Ende ließen wir uns scheiden, aber die Reste des segensreichen Hormons erlaubten es uns immerhin, bis zu Willies Tod 2019 gute Freunde zu bleiben. Der Beweis für die Freundschaft ist seine Hündin Perla, die er mir vermacht hat, optisch ein unglücklicher Rassemix, das Gesicht einer Fledermaus auf dem Körper einer dicken Hausmaus, aber eine einzigartige Persönlichkeit.

GEWALT GEGEN FRAUEN IST über die ganze Welt verbreitet und so alt wie die menschliche Zivilisation. Wenn von Menschenrechten die Rede ist, heißt das praktisch, dass man von Männerrechten spricht. Wird ein Mann geschlagen und seiner Freiheit beraubt, nennt sich das Folter. Geschieht einer Frau das Gleiche, spricht man von häuslicher Gewalt, und in weiten Teilen der Welt gilt das noch immer als Privatangelegenheit. In einigen Ländern werden sogenannte »Ehrenmorde« an Mädchen oder Frauen noch nicht einmal angezeigt. Nach Schätzungen der UNO werden im Nahen Osten und in Südasien jedes Jahr ungefähr fünftausend Frauen ermordet, um die Ehre eines Mannes oder einer Familie zu retten.

Statistisch wird in den USA alle sechs Minuten eine Frau vergewaltigt. Dabei handelt es sich um die belegten Fälle, tatsächlich dürfte die Zahl mindestens fünfmal so hoch sein. Und alle neunzig Sekunden wird eine Frau geschlagen. Belästigung und Einschüchterung finden in den eigenen vier Wänden statt, auf der Straße, am Arbeitsplatz und in den sozialen Netzwerken, wo in der Anonymität die übelsten frauenfeindlichen Äußerungen sprießen. Ich spreche hier von den USA, Sie können sich vorstellen, wie es in anderen Ländern aussieht, wo die Gleichberechtigung der Frau noch längst nicht so weit ist. Diese Gewalt gehört zum Wesen der patriarchalen Kultur, es handelt sich bei ihr nicht um Auswüchse. Es wird Zeit, dass wir sie beim Namen nennen und öffentlich machen.

EINE FRAU ZU SEIN BEDEUTET, mit der Angst zu leben. Jeder Frau ist die Furcht vor dem Mann in die DNA eingeschrieben. Sie denkt nach, ehe sie etwas so Selbstverständliches tut, wie an einer Gruppe untätig herumstehender Männer vorüberzugehen. An vermeintlich sicheren Orten, etwa an Universitäten oder Militäreinrichtungen, werden Schulungen angeboten, in denen Frauen lernen sollen, wie sie riskante Situationen vermeiden, als wäre es ihre Schuld, wenn sie angegriffen werden. Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort. Es wird nicht erwartet, dass die Männer ihr Verhalten ändern, eher wird die sexuelle Aggression geduldet oder sogar als ein Recht des Mannes und als Ausdruck seiner Männlichkeit begrüßt. Dank #MeToo und anderen Frauenrechtsinitiativen ändert sich das zum Glück inzwischen rasant, zumindest in den Ländern des Globalen Nordens.

Ein extremes Beispiel für das zuvor Gesagte ist, dass manche Frauen ihr Leben von Kopf bis Fuß begraben unter einer Burka verbringen, um das Begehren der Männer nicht zu wecken, die offenbar beim Anblick von ein paar Zentimetern weiblicher Haut oder einer weißen Socke von bestialischen Trieben befallen werden. Mit anderen Worten wird die Frau bestraft für die Schwäche oder Lüsternheit des Mannes. So groß ist die Furcht vor dem Mann, dass viele Frauen den Gebrauch der Burka verteidigen, weil sie sich darunter unsichtbar und folglich sicherer fühlen.

Vom Autor Eduardo Galeano stammen die Worte: »Am Ende ist die Angst der Frauen vor der Gewalt des Mannes der Spiegel der Angst des Mannes vor der Frau ohne Angst.« Das klingt gut, die Idee dahinter erscheint mir jedoch vertrackt. Wie sollten wir keine Angst haben, wenn die Welt sich dazu verschworen hat, uns einzuschüchtern? Frauen ohne Angst gibt es nur sehr wenige, es sei denn, wir schließen uns zusammen, dann fühlen wir uns unbesiegbar.

Woher kommt diese explosive Mischung aus Begehren und Hass auf die Frauen? Wieso werden Aggression und Hetze nicht als Verletzung von

Bürger- oder Menschenrechten angesehen? Wieso wird darüber geschwiegen? Wieso wird der Gewalt gegen Frauen nicht der Krieg erklärt, wo doch gegen Drogen Krieg geführt wird, gegen Terrorismus oder Kriminalität? Die Antwort liegt auf der Hand: Gewalt und Angst sind Kontrollinstrumente.

IN DEN JAHREN ZWISCHEN 2005 und 2009 wurden in der ultrakonservativen, abgeschiedenen Mennoniten-Kolonie Manitoba in Bolivien hundertfünfzig Frauen und Mädchen, darunter ein dreijähriges Kind, immer wieder vergewaltigt, nachdem man sie zuvor mit einem Spray narkotisiert hatte, das eigentlich zur Betäubung von Stieren vor der Kastration dient. Sie erwachten blutig und zerschlagen und bekamen zu hören, der Teufel habe sie heimgesucht, sie seien von Dämonen besessen. Die Frauen waren Analphabetinnen, sie sprachen einen archaischen deutschen Dialekt, konnten sich mit der Außenwelt nicht verständigen, wussten nicht, wo sie sich befanden, konnten keine Landkarte lesen, um zu fliehen, und hätten auch nicht gewusst, wohin. Dieser Fall ist nicht einmalig, dasselbe ist auch schon in anderen abgeschiedenen, fundamentalistischen Gemeinschaften geschehen, seien sie religiöser oder anderer Natur, und es geschieht weiter, etwa bei Boko Haram, einer Terrororganisation aus Nigeria, die Frauen wie Vieh hält. Manchmal ist der Grund nicht in der Ideologie zu finden, sondern schlicht in Abgeschiedenheit und Ignoranz, etwa im Fall von Tysfjord am Polarkreis, in Nordnorwegen.

Männer fürchten die weibliche Macht, deshalb hat man durch Gesetze, Religionen und Sitten über Jahrhunderte alle erdenklichen Hürden gegen die intellektuelle, künstlerische und wirtschaftliche Entfaltung von Frauen errichtet. Im Mittelalter wurden zehntausende Frauen der Hexerei bezichtigt, gefoltert und verbrannt, weil sie zu viel wussten und Wissen Macht verleiht. Frauen hatten keinen Zugang zu Bibliotheken und Universitäten, im Idealfall waren sie – und sind es in manchen Weltgegenden noch heute – Analphabetinnen, weil man sie dann besser kleinhalten und es vermeiden konnte, dass sie die Ordnung hinterfragten und aufbegehrten. Mittlerweile haben die meisten Frauen hierzulande denselben Zugang zu Bildung wie Männer, doch wenn sie sich stark hervortun oder Führungspositionen beanspruchen, werden sie aggressiv

angegangen, man denke an Hillary Clinton im Wahlkampf um die Präsidentschaft der USA im Jahr 2016.

MASSAKER IN DEN USA werden fast ausnahmslos von weißen Männern begangen, und die Mörder eint ihre Frauenfeindlichkeit, was sich in ihrer Vorgeschichte zeigt, die fast immer eine von häuslicher Gewalt, Bedrohungen und Übergriffen auf Frauen ist. Viele dieser Psychopathen sind durch eine traumatische Beziehung zur Mutter geprägt, sie ertragen es nicht, wenn sie von Frauen zurückgewiesen, ignoriert oder ausgelacht werden, das heißt, sie ertragen die Macht nicht, die Frauen haben. »Männer haben Angst, dass Frauen sie auslachen. Frauen haben Angst, dass Männer sie umbringen«, hat die Schriftstellerin Margaret Atwood gesagt.

Durch die Frauenbewegung wird das Selbstwertgefühl der Männer seit zwei, drei Generationen auf die Probe gestellt, weil sie mittlerweile auf Gebieten, die früher ihnen allein vorbehalten waren, von kompetenten Frauen herausgefordert und nicht selten auch übertroffen werden. Es ist kein Zufall, dass etwa die Streitkräfte, in denen Frauen früher nur in der Verwaltung und fern von Kampfeinsätzen beschäftigt waren, erhöhte Vergewaltigungsraten verzeichnen. Die männliche Reaktion auf weibliche Macht ist häufig gewalttätig.

Selbstverständlich behaupte ich nicht, alle Männer würden potenziell Frauen missbrauchen oder vergewaltigen, aber der Prozentsatz ist so hoch, dass wir die Gewalt gegen Frauen als das ansehen sollten, was sie de facto ist: die größte Krise, der die Menschheit gegenübersteht. Die Aggressoren sind keine Ausnahmen, sie sind nicht geisteskrank, es sind Väter, Brüder, Partner, Ehegatten, Durchschnittsmänner.

Genug der Beschönigungen. Genug der Teillösungen. Tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen sind nötig, und es ist an uns, an den Frauen, sie durchzusetzen. Vergessen Sie nicht: Uns wird nichts geschenkt, wir müssen es erstreiten. Wir müssen ein globales Bewusstsein schaffen und uns organisieren. Das ist heute besser möglich als je zuvor, denn wir

verfügen über Informationen, über Kommunikationswege und Möglichkeiten zur Mobilisierung.

DIE SCHLECHTE BEHANDLUNG der Frau erklärt sich aus der Abwertung, die sie erfährt. Feminismus ist die radikale Erkenntnis, dass Frauen Menschen sind, wie die Schriftstellerin Marie Shear das ausgedrückt hat. Über Jahrhunderte war man sich nicht einig, ob Frauen überhaupt eine Seele haben. In vielen Gegenden der Welt werden sie noch heute verkauft, gekauft und getauscht wie Handelsware. Die Mehrheit der Männer betrachten Frauen als minderwertig, auch wenn sie das niemals zugeben würden, deshalb schockiert und kränkt es sie, wenn eine Frau genauso viel weiß oder erreicht hat wie sie.

Die folgende Geschichte habe ich schon einmal in einem Buch erzählt, aber ich fasse sie hier kurz zusammen, weil sie wegweisend für mich war. Vor vielen Jahren, genauer gesagt 1995, unternahm ich mit meiner Freundin Tabra und meinem damaligen Mann Willie eine Reise nach Indien. Die beiden wollten mich aus meiner Umgebung herausholen und mir helfen, die Starre zu überwinden, in die ich durch den Tod meiner Tochter gefallen war. Ich hatte ein Erinnerungsbuch geschrieben – *Paula* –, und das hatte mir geholfen, das Geschehene zu verstehen und schließlich zu akzeptieren, aber nachdem es veröffentlicht war, empfand ich nichts als eine schreckliche Leere. Meinem Leben fehlte der Sinn.

Von Indien ist mir die Erinnerung an seine Kontraste geblieben, an seine überwältigende Schönheit und außerdem die Erinnerung an etwas, das Einfluss haben sollte auf mein weiteres Dasein.

Wir hatten ein Auto mit Fahrer gemietet und waren auf einer Landstraße in Radjastan unterwegs, als der Motor zu heiß lief und wir anhalten mussten. Weil es dauern würde, bis er abkühlte, gingen Tabra und ich auf eine Gruppe von sechs oder sieben Frauen zu, die sich, zusammen mit ihren Kindern, im Schatten des einzigen Baumes in der ansonsten wüstenhaften Landschaft versammelt hatten. Was taten sie dort? Wo kamen sie her? Wir hatten weit und breit weder ein Dorf noch einen Brunnen gesehen. Angelockt von Tabras rote-Beete-roten Haaren

kamen die Frauen uns entgegen, alle jung und anscheinend sehr arm, und begrüßten uns mit dieser unvoreingenommenen Neugier, die man an manchen Orten der Erde noch findet. Wir schenkten ihnen die silbernen Armreifen, die wir auf einem Markt gekauft hatten, und spielten eine Weile mit den Kindern, bis der Fahrer uns durch Hupen zum Auto rief.

Als wir uns verabschiedeten, trat eine der Frauen auf mich zu und gab mir ein Bündel aus Lumpen. Es wog nichts. Ich dachte, sie wolle mir im Tausch für die Armreifen etwas schenken, aber als ich den Stoff auseinanderschob, um zu sehen, was darin war, entdeckte ich ein neugeborenes Kind. Ich segnete es und machte Anstalten, es der Mutter zurückzugeben, die wich jedoch zurück und wollte es nicht nehmen. Ich war so überrumpelt, dass ich mich nicht rühren konnte, da kam der Fahrer angelaufen, ein großer, bärtiger Mann mit Turban, nahm mir das Bündel aus der Hand und drückte es einer der anderen Frauen barsch in die Arme. Er packte mich am Ellbogen, schleifte mich förmlich zum Wagen, und eilig fuhren wir davon. Ich brauchte Minuten, bis ich einen Ton herausbrachte. »Was war das? Warum wollte die Frau mir ihr Baby geben?«, fragte ich. »Es war ein Mädchen«, antwortete der Fahrer. »Niemand will ein Mädchen!«

Ich konnte dieses kleine Mädchen nicht retten, das mir seit Jahren in meinen Träumen erscheint. Ich träume, dass die Kleine ein elendes Leben hatte, träume, dass sie sehr jung gestorben ist, träume, dass sie meine Tochter oder meine Enkelin ist. Im Gedanken an sie entschied ich mich, eine Stiftung zu gründen, um Frauen und Mädchen wie ihr zu helfen, Mädchen, die niemand will, die als Kinderbräute verkauft werden, die zur Arbeit und zur Prostitution gezwungen werden, die geschlagen werden und vergewaltigt, die in der Pubertät Kinder zur Welt bringen müssen, die Mütter werden von Mädchen wie sie selbst, in einem ewigen Kreislauf aus Demütigung und Schmerz. Mädchen, die zu jung sterben, und andere, die noch nicht einmal das Recht haben, geboren zu werden.

Da man inzwischen das Geschlecht des Fötus bestimmen kann, werden Millionen von Mädchen abgetrieben. In China hat die Ein-Kind-Politik, mit der die Geburten bis 2016 kontrolliert wurden, zu einem Mangel an

Bräuten geführt. Viele Männer importieren sie inzwischen aus anderen Ländern, zum Teil mit Gewalt. Schätzungen sprechen von einundzwanzigtausend jungen Frauen, die innerhalb von fünf Jahren zu Opfern des Menschenhandels zwischen Myanmar (dem ehemaligen Birma) und der chinesischen Provinz Henan geworden sind, wo der Männerüberhang besonders groß ist: Auf hundert Mädchen werden dort hundertvierzig Jungen geboren. Durch Drogen gefügig gemacht, geschlagen und vergewaltigt werden die jungen Frauen zu gefangenen Bräuten und gegen ihren Willen zu Müttern. Man sollte meinen, dass Mädchen angesichts dieser Nachfrage inzwischen ebenso geschätzt werden wie Jungen, aber das ist noch immer nicht der Fall. An vielen Orten gilt eine Tochter als Unglück, Söhne dagegen sind ein Segen. Ammen bekommen für weibliche Säuglinge weniger Geld.

NACH ZAHLEN DER WELTGESUNDHEITSORGANISATION sind zur Zeit zweihundert Millionen Frauen von Genitalverstümmelung betroffen und jedes Jahr drei Millionen Mädchen in Teilen Afrikas, Asiens und unter Einwanderern in Europa und den USA davon bedroht. Wenn Sie hartgesotten sind, sehen Sie sich im Internet an, was das bedeutet, wie den Mädchen mit Rasierklingen, Küchenmessern oder Glasscherben die Klitoris und die Schamlippen weggeschnitten werden, ohne Betäubung und ohne die geringsten hygienischen Vorkehrungen. Die Verstümmelung der Mädchen wird von Frauen vorgenommen, die unhinterfragt eine überlieferte Praxis wiederholen, durch die verhindert werden soll, dass Frauen sexuelle Lust empfinden und zum Orgasmus gelangen. Die Regierungen bleiben untätig und verschanzen sich hinter dem Argument, das sei religiöses oder kulturelles Brauchtum. Ein unbeschnittenes Mädchen ist auf dem Heiratsmarkt weniger wert.

Frauen und Mädchen werden überall auf der Welt in großer Zahl Opfer von Missbrauch, Ausbeutung, Folter und anderen Verbrechen, die nahezu immer straffrei bleiben. Die Zahlen sind so unfassbar groß, dass sie abstrakt werden und wir das dahinter stehende Leid aus dem Blick verlieren. Erst wenn wir einem Mädchen oder einer Frau begegnen, die es am eigenen Leib erfahren hat, wenn wir ihren Namen kennen, ihr Gesicht sehen und ihre Geschichte hören, sind wir fähig, uns zu solidarisieren.

Wir nehmen an, nichts dergleichen könnte unseren eigenen Töchtern zustoßen, doch sobald sie in die Welt hinausgehen und auf sich allein gestellt sind, warten auch auf sie unendlich viele Situationen, in denen sie abgewertet und belästigt werden. In der Schule und im Studium sind Mädchen im Allgemeinen aufgeweckter und fleißiger als Jungen, dennoch bekommen sie weniger Chancen. Im Beruf verdienen Männer mehr und klettern höher auf der Karriereleiter. In Kunst und Wissenschaft müssen sich Frauen doppelt anstrengen, um halb so viel Anerkennung zu erfahren. Und diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

In der Vergangenheit wurden Frauen daran gehindert, ihr Talent oder ihre Kreativität zu entfalten, weil man der Ansicht war, solche Bestrebungen seien widernatürlich und Frauen biologisch ausschließlich zur Mutterschaft bestimmt. Falls es eine Frau doch einmal zu etwas brachte, musste sie sich hinter Ehemann oder Vater verstecken und denen die Lorbeeren überlassen, so geschehen bei Komponistinnen, Malerinnen, Autorinnen und Wissenschaftlerinnen. Das hat sich geändert, jedoch nicht auf allen Gebieten und nicht so durchgreifend, wie wir es uns wünschen würden.

Im Silicon Valley, wo all die Technologien gedeihen, die für immer die Grundzüge unserer Kommunikation und unserer zwischenmenschlichen Beziehungen verändern, wo das Durchschnittsalter der Beschäftigten unter dreißig Jahren liegt, wo wir also von einer jungen und mutmaßlich von der fortschrittlichsten und visionärsten Generation der Welt sprechen, werden Frauen mit demselben Machogehabe diskriminiert, das schon vor einem halben Jahrhundert unerträglich war. Wie an vielen anderen Orten ist auch dort der Frauenanteil unter den Beschäftigten gering, werden Frauen bei der Jobvergabe und bei Beförderungen übergangen, werden sie abgewertet, unterbrochen oder ignoriert, wenn sie sich zu Wort melden, und nicht selten auch sexistisch belästigt.

Meine Mutter konnte gut in Öl malen und besaß ein ausgezeichnetes Gespür für Farben, da aber niemand sie ernst nahm, tat sie es selbst auch nicht. Sie war mit der Vorstellung aufgewachsen, dass es für sie als Frau Grenzen gab und die wahren Künstler und Kreativen Männer waren. Ich kann das nachvollziehen, denn meinen feministischen Ideen zum Trotz zweifelte auch ich an meinen Fähigkeiten und meinem Talent. Als ich mit fast vierzig Jahren anfing, einen Roman zu schreiben, tat ich das in dem Gefühl, mich auf verbotenes Terrain vorzuwagen. Die berühmten Autoren, vor allem die des lateinamerikanischen Booms, waren Männer. Panchita fürchtete sich, »ihre Hand freizulassen«, wie sie mir einmal erklärte. Sie malte lieber ab, das war weniger riskant, niemand würde sie dafür auslachen oder sie für vermessen halten. Sie tat es perfekt. Sie hätte sich mehr für ihr Malen einsetzen, hätte studieren können, aber niemand

ermutigte sie dazu. Ihre »Bildchen« wurden als eins ihrer vielen Hobbys betrachtet.

Ich habe mich für die Bilder meiner Mutter immer begeistert, habe sie zu Dutzenden nach Kalifornien gebracht, und heute schmücken sie die Wände in meinem Arbeitszimmer und im übrigen Haus, inklusive die der Garage. Panchita malte für mich. Ich weiß, sie hat es bedauert, dass sie es nie wagte, dem Malen Priorität einzuräumen, so wie ich es schließlich mit dem Schreiben tun konnte.

SPRECHEN WIR VOM FRIEDEN. Nirgends zeigt sich der Machismo deutlicher als im Krieg. Unter Kriegen jedweder Art haben nämlich nicht die Kämpfenden am meisten zu leiden, sondern Frauen und Kinder. Außerdem werden laut Nicholas D. Kristof Frauen zwischen fünfzehn und vierundvierzig häufiger von Männern verstümmelt oder getötet als durch Krebs, Malaria oder Verkehrsunfälle. Die Opfer von Menschenhandel sind zu siebzig Prozent Frauen und Kinder. Man kann sagen, auf der Welt findet ein nicht erklärter Krieg gegen Frauen statt. Folglich muss es einen nicht wundern, wenn wir uns für uns und unsere Kinder vor allem Frieden wünschen.

Zum ersten Mal sah ich *Die Vagina-Monologe*, das Theaterstück von Eve Ensler, das zu einem Teil der Weltkultur geworden ist, zusammen mit meiner Mutter. Es berührte uns beide tief. Als wir das Theater verließen, sagte Panchita, sie habe nie über ihre Vagina nachgedacht oder sie gar in einem Spiegel betrachtet.

Eve Ensler hat *Die Vagina-Monologe* 1996 geschrieben, als das Wort »Vagina« selbst noch als unfein galt und eine Frau es kaum gegenüber ihrem Gynäkologen auszusprechen wagte. Das Stück wurde in viele Sprachen übersetzt, an Off-Broadwaybühnen gespielt, an Schulen und Hochschulen, auf der Straße und auf Plätzen und dort, wo Frauen grundlegende Rechte verweigert werden, auch heimlich in Kellern. Mit den Millionen von Dollar, die es eingespielt hat, werden Programme unterstützt, durch die Frauen geschützt, ausgebildet und befähigt werden, Führungsaufgaben zu übernehmen.

Eve Ensler, die selbst von ihrem Vater sexuell missbraucht wurde, hat V-Day gegründet, eine Organisation, deren Ziel es ist, die Gewalt gegen Frauen und Mädchen weltweit zu beenden. Im Kongo hat V-Day mit der »City of Joy« einen geschützten Ort für Frauen und Mädchen geschaffen, die Opfer von Krieg, Menschenraub, Missbrauch, Inzest, Ausbeutung, Folter oder Genitalverstümmelung geworden sind, die Angst haben

müssen, aus Eifersucht oder Rache ermordet zu werden, weil man sie loswerden will oder weil sie einfach zu den Kollateralschäden bewaffneter Konflikte zählen. In der City of Joy beginnt ihre Heilung, sie gewinnen ihre Stimme zurück, singen wieder, tanzen, erzählen ihre Geschichte, lernen sich selbst und anderen Frauen zu vertrauen, erobern sich ihre Seele zurück.

Alle verlassen diesen Ort verwandelt.

Eve wird seit Jahrzehnten Zeugin unvorstellbarer Barbarei, und doch verlässt sie ihr Mut nicht: Sie besteht darauf, dass wir diese Formen von Gewalt binnen einer Generation beenden können.

VERGEWALTIGUNG IST ZU EINER Waffe im Krieg geworden. Frauen haben besonders zu leiden, wenn Gebiete mit Waffengewalt erobert und besetzt werden, sie werden zu Opfern von paramilitärischen Einheiten, Guerrillas und militanten Gruppen jedweder, selbst religiöser Ausrichtung und natürlich auch von Terrororganisationen und Banden wie den gefürchteten Maras in Mittelamerika. Über eine halbe Million Frauen wurden in den letzten Jahren allein im Kongo vergewaltigt, angefangen bei wenigen Monate alten Säuglingen bis hin zu Greisinnen von achtzig Jahren, sie werden verstümmelt und zerfetzt und tragen Fisteln davon, die aufgrund der Schwere der Verletzung mitunter inoperabel sind.

Die Vergewaltigung zerstört Körper und Leben dieser Frauen und Mädchen und den Zusammenhalt der Gesellschaft. Weil der Schaden so tiefgreifend ist, werden inzwischen auch Männer vergewaltigt. Eine Methode von Miliz und Militär, um den Willen der Zivilbevölkerung zu brechen und ihre Seele zu zersetzen. Die Opfer sind physisch und psychisch schwer traumatisiert und für immer mit einem Stigma behaftet. Manche werden von ihren Familien und der Dorfgemeinschaft verstoßen, andere zu Tode gesteinigt. Einmal mehr gibt man dem Opfer die Schuld.

Kavita Ramdas, früher Präsidentin des Global Fund for Women, der größten Non-Profit-Organisation zur Stärkung der Rechte von Frauen, heute Leiterin des Programms für Frauenrechte der Open Society Foundation, schlägt vor, die Welt zu entwaffnen, ein ehrgeiziges Ziel, das nur von Frauen erreicht werden kann, weil die nicht anfällig sind für die Machoverlockungen von Waffen, dafür aber umso mehr unter den Folgen einer Kultur der Gewaltverherrlichung zu leiden haben.

Nichts ist bedrohlicher als Gewalt, die nicht geahndet wird, und die ist in Kriegszeiten gang und gäbe. Einer unserer hochfliegendsten Träume ist die Abschaffung des Krieges, aber zu viele Interessen der Kriegsindustrie stehen dem entgegen. Es bedarf einer kritischen Masse von Menschen, die

sich für die Verwirklichung dieses Traums einsetzen, damit sich die Waage zum Frieden hin neigt.

Stellen Sie sich eine Welt ohne Armeen vor, eine Welt, in der die Mittel, die heute in die Rüstung fließen, dem Allgemeinwohl zugutekommen, in der Konflikte am Verhandlungstisch ausgetragen werden und Soldaten dazu da sind, die Ordnung zu schützen und den Frieden zu fördern. Sollte es je so weit kommen, dann hätten wir die Grenzen des *Homo sapiens* gesprengt und einen evolutionären Sprung getan hin zum *Contentus homo superior*.

FEMINISMUS IST OHNE wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht zu haben. Das konnte ich in meiner Kindheit deutlich an der Lage meiner Mutter sehen. Wir Frauen müssen über eigenes Einkommen verfügen und es selbst verwalten, dafür braucht es Bildung, gezielte Schulungen und ein entsprechendes berufliches und familiäres Umfeld. Das ist nicht immer gegeben.

Ein Touristenführer vom Volk der Samburu in Kenia erzählte mir, sein Vater sei gerade dabei, eine Frau für ihn zu suchen, die sich als Mutter für seine Kinder eigne, das Vieh hüten und die Hausarbeiten erledigen könne, für die sie zuständig wäre. Später werde sie ihn dann sicher darum bitten, sich weitere Frauen zu suchen, damit sie Unterstützung bei ihrer Arbeit hätte. Hätte sie noch andere Wahlmöglichkeiten, dann würde dadurch, wie er mir erklärte, das Gleichgewicht in der Familie und der Gesellschaft zerstört. Ich kann nachvollziehen, dass dieser Mann die Tradition gern erhalten möchte, die für ihn sehr vorteilhaft ist, aber ich hätte gern mit seiner hypothetischen Braut gesprochen und mit den verheirateten Frauen in seinem Dorf, die mit ihrem Los vielleicht weniger zufrieden waren und die, hätten sie die Bildung erhalten, die ihnen verwehrt wurde, nach einem anderen Leben gestrebt hätten.

Im Jahr 2015 waren laut Schätzungen zwei Drittel aller Analphabeten weltweit Frauen. Kinder, die keine Schule besuchen, sind in der Mehrzahl Mädchen. Frauen bekommen für die gleiche Arbeit weniger Lohn als Männer. Beschäftigungen, die traditionell von Frauen ausgeübt werden – Erzieherin, Altenpflegerin usw. – sind schlecht bezahlt, und Hausarbeit wird weder wertgeschätzt noch entlohnt. Das ist umso empörender, wo heutzutage die meisten Frauen außer Haus arbeiten, weil eine Familie von einem Einkommen allein nur in seltenen Fällen leben kann. Also kommen die Frauen müde von der Arbeit, kümmern sich um die Kinder, das Essen und die sonstige Hausarbeit. Wir müssen die Gepflogenheiten ändern und die Gesetze.

Die Welt, in der wir leben, ist extrem unausgewogen. In einigen Gegenden verfügt die Frau, jedenfalls theoretisch, über ein Recht auf Selbstbestimmung, in anderen ist sie dem Mann und seinen Bedürfnissen, Wünschen und Launen unterworfen. Mancherorts darf sie ohne Begleitung eines nahen männlichen Angehörigen das Haus nicht verlassen, sie hat keine Stimme, keine Entscheidungsgewalt über das eigene Leben oder das ihrer Kinder, sie bekommt keine Ausbildung, keine adäquate Behandlung, wenn sie krank ist, und sie verfügt nicht über Einkünfte. Sie nimmt in keiner Weise am öffentlichen Leben teil, ja entscheidet noch nicht einmal darüber, wann und wen sie heiratet.

Mitte des Jahres 2019 war in der Zeitung die gute Nachricht zu lesen, dass die Frauen in Saudi-Arabien, die weniger Rechte besitzen als ein zehnjähriger Junge, endlich selbst Auto fahren und reisen dürfen, ohne von einem Mann der Familie begleitet zu werden. Das wurde erreicht, nachdem sich etliche Frauen der Königsfamilie auf- und davongemacht und im Ausland um Asyl ersucht hatten, weil sie die Unterdrückung daheim nicht mehr aushielten. Allerdings müssen die Frauen jetzt, wo ihnen das Autofahren und das Reisen gestattet sind, dem Zorn der Männer ihrer Familie die Stirn bieten, wenn die mit der neuen Regelung nicht einverstanden sind. Und das im 21. Jahrhundert!

Wenn ich sage, dass ich mit fünf Jahren Feministin war (und stolz darauf), dann nicht, weil ich mich daran erinnern würde, sondern weil meine Mutter es mir erzählt hat, denn es spielte sich ja auf emotionaler Ebene ab und noch bevor ich denken konnte. Schon damals lebte Panchita in Sorge um diese aus der Reihe tanzende Tochter, die sie da bekommen hatte. Als ich im Haus meines Großvaters Kind war, hatten die Männer der Familie Geld, ein Auto, sämtliche Freiheiten, zu kommen und zu gehen, wann sie wollten, und das Recht, alles zu entscheiden, und sei es die Frage, was es zum Essen geben soll. Nichts davon besaß meine Mutter, sie lebte von den Zuwendungen meines Großvaters und ihres ältesten Bruders und genoss wenig Freiheiten, weil sie auf ihren Ruf zu achten hatte. Wie viel ich von alldem mitbekam? Genug, um darunter zu leiden.

Abhängigkeit löste in mir als Kind denselben Schrecken aus, den ich noch heute davor empfinde, deshalb auch mein Entschluss, gleich nach der Oberschule zu arbeiten und nicht nur für mich selbst, sondern möglichst auch für meine Mutter zu sorgen. Das »Wer zahlt, sagt, wo's langgeht« meines Großvaters wurde zum ersten Lehrsatz in meinem erwachenden Feminismus.

ICH MÖCHTE KURZ AUF meine Stiftung eingehen, weil die mit allem zuvor Gesagten zu tun hat. 1994 wurde mein Erinnerungsbuch *Paula* veröffentlicht. Die Resonanz meiner Leserschaft war überwältigend, die Post brachte mir täglich bündelweise Briefe in vielen verschiedenen Sprachen. Überall auf der Welt waren Menschen bewegt von der Geschichte meiner Tochter und identifizierten sich mit meiner Trauer, denn Verluste und Schmerz kennen wir alle. Kistenweise sammelten sich die Zuschriften an, manche der Briefe waren so anrührend, dass verschiedene europäische Verlage zwei Jahre später eine Auswahl daraus veröffentlichten.

Die Einnahmen aus den Verkäufen des Buchs, die nicht mir, sondern meiner Tochter zustanden, flossen vorerst auf ein separates Konto, bis ich mir klar darüber geworden wäre, was Paula damit getan hätte. Ich entschied mich nach dieser denkwürdigen Indienreise und benutzte das Geld als Grundstock für meine Stiftung, die sich der Stärkung besonders gefährdeter Frauen und Mädchen verschrieben hat, weil es das war, was Paula selbst in ihrem kurzen Leben getan hat. Es war die richtige Entscheidung: Dank der Stiftung, in die ein erheblicher Teil der Einnahmen aus meinen Buchverkäufen fließt, wirkt meine Tochter weiter in der Welt. Sie können sich vorstellen, wie viel mir das bedeutet.

Ich muss die Hauptfiguren meiner Bücher, diese starken und entschlossenen Frauen, nicht erfinden, weil ich von ihnen umgeben bin. Einige von ihnen sind dem Tod entkommen, sie haben schlimme traumatische Erfahrungen gemacht, haben alles verloren, auch ihre Kinder, und doch blicken sie nach vorn. Sie überleben nicht nur, sie wachsen, und einige von ihnen werden zu Sprecherinnen ihrer Gemeinschaft. Sie sind stolz auf die Narben auf ihrer Haut und die Wunden in ihrer Seele, weil diese Spuren Zeugnis geben von der eigenen Widerstandskraft. Die Frauen wollen nicht als Opfer betrachtet werden, sie verteidigen ihre Würde und ihre Wut, sie erheben sich und gehen

voran und bewahren sich dabei ihre Fähigkeit zu Liebe, Mitgefühl und Fröhlichkeit. Mit Hilfe von etwas Einfühlung und Solidarität schöpfen sie Kraft und blühen auf.

Manchmal verlässt mich der Mut. Dann frage ich mich, ob der Beitrag der Stiftung nicht bloß ein Tropfen ist in einer Wüste von Bedürftigkeit. So viel müsste getan werden, und die Mittel reichen nie aus! Das ist ein tückischer Gedanke, weil er dazu einlädt, die Hände in den Schoß zu legen. In solchen Momenten sagt mir meine Schwiegertochter Lori, die der Stiftung vorsteht, dass sich der Erfolg unserer Bemühungen nicht auf einer weltweiten Skala bemisst, sondern dass man jeden Einzelfall anschauen muss. Wir dürfen uns angesichts von Problemen, die unüberwindlich scheinen, nicht schulterzuckend abwenden, wir müssen handeln. Lori erinnert mich daran, dass einige Menschen unter den widrigsten Bedingungen selbstlos und mutig alles geben, um fremdes Leid und das schlimmste Elend wenigstens zu lindern. Durch ihr Vorbild zwingen sie uns, die Dämonen der Gleichgültigkeit zu verscheuchen.

IN DER STIFTUNG KONZENTRIEREN wir unsere Bemühungen auf Gesundheitsversorgung – einschließlich reproduktiver Rechte –, Bildung, wirtschaftliche Unabhängigkeit und Schutz vor Gewalt und Ausbeutung. Seit 2016 liegt ein Schwerpunkt außerdem auf Geflüchteten, vor allem an der Grenze zwischen den USA und Mexiko, wo wir eine humanitäre Krise erleben. Abertausende Menschen, die vor der Gewalt in Mittelamerika geflohen sind und Asyl suchen, sitzen dort fest. Am schlimmsten betroffen und am stärksten gefährdet sind Frauen und Kinder. Die restriktiven Maßnahmen der US-Regierung haben das Recht auf Asyl faktisch außer Kraft gesetzt.

Gegen die Einwanderer wird ins Feld geführt, sie kämen, um das Sozialsystem auszunützen, würden der einheimischen Bevölkerung die Arbeit wegnehmen und die Kultur verändern, was eine sprachliche Nebelkerze ist, weil man eigentlich ausdrücken will, dass sie nicht weiß sind, dabei ist längst bewiesen, dass diese Menschen, wenn man ihnen die Möglichkeit zur Integration gibt, weit mehr zum Wohlstand des Landes beitragen, als sie an finanzieller Unterstützung bekommen.

Es gibt einen Unterschied zwischen Menschen, die einwandern, und solchen, die flüchten. Einwanderer entschließen sich, in ein anderes Land zu gehen, um ihre Lebenssituation zu verbessern. In aller Regel sind sie jung und gesund – die Alten bleiben zurück –, sie strengen sich an, um sich möglichst schnell einzugewöhnen, schauen nach vorn und möchten ankommen. Wer flüchtet, tut das, um das eigene Leben zu retten, flieht vor einem bewaffneten Konflikt, vor Verfolgung, Verbrechen oder extremer Armut. Diese Menschen sind verzweifelt darüber, dass sie alles Vertraute zurücklassen mussten, um irgendwo in der Fremde Schutz zu suchen, wo man ihnen höchstwahrscheinlich mit Ablehnung begegnet. Die Hälfte der siebzig Millionen Geflüchteten, die es 2018 auf der Welt gab, waren Frauen und Kinder. Ihre Zahl steigt von Jahr zu Jahr.

Wer geflüchtet ist, lebt von Erinnerungen und Heimweh, mit dem Blick in die Vergangenheit und dem Traum, bald nach Hause zurückzukehren, doch vergehen bis dahin im Schnitt zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahre. Viele kehren nie zurück, sie werden für immer Fremde sein. Dieser Krise im Weltmaßstab, die sich bald noch verschärfen dürfte, wenn die Menschen wegen der Folgen der Erderwärmung ihre Heimat verlassen, begegnet man nicht dadurch, dass man Mauern errichtet, sondern, indem man hilft, die Ursachen zu bekämpfen, durch die Menschen zur Flucht gezwungen werden.

Du musst verstehen
niemand setzt die eigenen Kinder in ein Boot
es sei denn die See ist sicherer als das Ufer
niemand verbrennt sich die Handflächen
unter Zügen
zwischen Güterwaggons
niemand kauert Tag und Nacht im Bauch eines Lasters
und isst Zeitungspapier, es sei denn die zurückgelegte Strecke
ist mehr als eine Reise.
Niemand robbt unter Zäunen durch
will geschlagen werden
bemitleidet
niemand wählt das Flüchtlingscamp
oder eine Leibesvisitation nach der
alles schmerzt
oder Gefängnis,
weil das Gefängnis sicherer ist
als eine Stadt unter Feuer
und ein Gefängniswärter
in der Nacht
besser als eine Wagenladung
Männer die aussehen wie dein Vater …

WARSAN SHIRE, »Zu Hause«

EINE DER WIRKSAMSTEN METHODEN, um in der Welt etwas zum Besseren zu verändern, besteht darin, in Frauen zu investieren. Dort, wo die Menschen am wenigsten haben, geben Mütter ihr Geld für die Familie aus, während die Männer nur ein Drittel ihrer Einnahmen darauf verwenden. Kurz gesagt, die Frauen bemühen sich um Ernährung, Gesundheit und Schulbildung ihrer Kinder, während die Männer das Geld für sich selbst ausgeben, sich damit vergnügen oder sich etwas zulegen, was Prestige verleiht, sei es ein Handy oder ein Fahrrad.

Ich habe gelernt, dass man mit ein wenig Unterstützung sehr viel erreichen kann. Hat die Frau die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, und verfügt über ein eigenes Einkommen, dann verbessert sich die Lage ihrer Familie. Geht es den Familien besser, bringt das die Gemeinschaft voran und letztlich das ganze Land. So kann der Kreislauf der Armut durchbrochen werden. Am stärksten abgehängt sind Gesellschaften, in denen die Frauen unterdrückt werden. Dieser Zusammenhang ist offensichtlich, wurde jedoch von Regierungen und Hilfsorganisationen häufig außer Acht gelassen. Zum Glück ändert sich das allmählich, da mehr und mehr Frauen in politisch relevante Positionen gelangen und außerdem ihre eigenen Mittel in Projekte stecken, die zumeist Frauen zugutekommen.

FRAUEN BRAUCHEN DIE VERBINDUNG zueinander. Die US-amerikanische Dichterin und Feministin Adrienne Rich sah in den Verbindungen, die Frauen untereinander und miteinander eingehen, die gefürchtetste, die problematischste und die potentiell am stärksten verändernde Kraft des Planeten. Das ist ein spannender Gedanke, der das Unbehagen erklären könnte, das viele Männer befällt, wenn Frauen sich zusammentun. Sie befürchten, dass wir uns verschwören, und manchmal haben sie damit recht.

Seit Anbeginn der Zeit haben Frauen sich am Brunnen versammelt, am Herd, um eine Wiege, auf dem Feld, in der Fabrik und zu Hause. Sie möchten ihr Leben teilen und die Geschichten der anderen hören. Nichts ist vergnüglicher als ein Gespräch unter Frauen, fast immer ist es persönlich und schafft Nähe. Auch Klatschgeschichten sind kurzweilig, warum nicht. Für uns ist es ein Albtraum, wenn wir ausgeschlossen sind und isoliert, denn allein sind wir angreifbar, gemeinsam blühen wir auf. Dennoch leben Millionen von Frauen abgeschirmt von allen und verfügen weder über die Freiheit noch über die Mittel, um sich außerhalb der engen Grenzen ihres Zuhauses zu bewegen.

Vor einigen Jahren besuchte ich mit Lori in Kenia eine kleine Gemeinschaft von Frauen. Man hatte uns ziemlich vage den Weg erklärt, aber Lori, die erheblich abenteuerlustiger ist als ich, sagte, ich solle mir einen Hut aufsetzen, und dann folgten wir einem Pfad, der sich durchs Gebüsch schlängelte. Der Pfad war bald verschwunden, eine Weile gingen wir aufs Geratewohl weiter, ich in dem mulmigen Gefühl, dass wir uns unwiederbringlich verlaufen hatten, aber Lori weiter getreu ihrem Motto, dass alle Wege nach Rom führen. Als ich schon drauf und dran war, im Dickicht in Tränen auszubrechen, hörten wir Stimmen. Der an- und abschwellende Gesang von Frauen, wie Meeresbranden an der Küste. Das war unser Kompass, der uns nach Kibison führte.

Wir erreichten eine Lichtung, eine große Gemeinschaftsfläche mit ein paar einfachen Behausungen und einer Art Schuppen, in dem gekocht und gegessen wurde, die Kinder Unterricht bekamen, Frauen nähten und Kunsthandwerk fertigten. Wir wollten Esther Odiambo besuchen, eine Frau, die studiert, jahrelang in Nairobi gearbeitet und nach ihrer Verrentung beschlossen hatte, in ihr Dorf in der Nähe des Victoriasees zurückzukehren. Dort fand sie eine Tragödie vor. Die Männer führten ein Nomadendasein, kamen und gingen auf der Suche nach Arbeit, es fehlte an wirtschaftlicher Stabilität, die Prostitution gedieh, und durch Aids wurde die Bevölkerung stark dezimiert. Die Generation der Mütter und Väter war nahezu ausgelöscht und übrig geblieben waren die Großmütter und Kinder. An Aids starben Frauen und Männer gleichermaßen.

Als Esther ankam, waren die Kenntnisse über die Krankheit und die Übertragungswege gering, man schrieb sie magischen Ursachen zu und hatte vor Ort keine Behandlungsmöglichkeiten. Esther ging zunächst gegen den Aberglauben vor, sie schulte die Menschen und unterstützte vor allem die Frauen mit dem wenigen, was zur Verfügung stand. Sie setzte ihre gesamte Habe dafür ein.

Als Lori und ich ankamen, sahen wir Kinder, die spielten, und andere, die mit Kreide auf kleinen Tafeln Schularbeiten machten oder mit Stöckchen Zahlen und Buchstaben in den Sand schrieben, außerdem Gruppen von Frauen beim Kochen, beim Waschen und beim Fertigen von Kunsthandwerk, das auf dem Markt verkauft wurde, um die Gemeinschaft zu unterstützen.

Wir stellten uns auf Englisch vor, und Esther übersetzte für uns. Als sie sahen, dass wir Ausländerinnen waren, und sich herumsprach, dass wir von weit her kamen, umringten uns die Frauen, boten uns einen roten, bitteren Tee an, wir setzten uns in einen Kreis, und sie erzählten von ihrem Leben, das vor allem aus Arbeit bestand, aus Verlusten, Schmerz und Liebe.

Sie waren Witwen, verlassene Ehefrauen, schwangere Jugendliche, Großmütter, die sich um ihre verwaisten Enkel oder Urenkel kümmerten. Unter ihnen war eine Frau, die uns sehr betagt vorkam, ihr Alter selbst

nicht genau wusste, jedoch einem wenige Monate alten Kind die Brust gab. Weil wir unser Erstaunen darüber nicht verhehlen konnten, erklärte uns Esther, manchmal komme es vor, dass bei einer Großmutter erneut der Milchfluss einsetze, wenn sie ihr Enkelkind ernähren müsse. »Sie wird um die achtzig sein«, sagte sie noch. Vielleicht war das übertrieben … Ich habe diese Anekdote schon oft erzählt, und in unseren Breiten glaubt mir das kein Mensch, aber in einem kleinen Dorf am Lago de Atitlán in Guatemala konnte ich etwas Ähnliches beobachten.

Was die Frauen in Kibison erzählten, war erschütternd, einige von ihnen hatten nahezu ihre gesamte Familie durch Aids verloren, trotzdem wirkten sie nicht traurig. In diesem Kreis gab jede Kleinigkeit Anlass zu Gelächter, zu Scherzen, die einen machten sich lustig über die anderen und alle zusammen über Lori und mich. Esther Odiambo fasste das in einem Satz zusammen: »Wenn die Frauen zusammen sind, werden sie fröhlich.« Als wir gegen Abend aufbrachen, wurden wir mit Gesang verabschiedet. Diese Frauen verbrachten ihr Leben singend. Gut möglich, dass es die Gemeinschaft von Kibison nicht mehr gibt, dieses Abenteuer mit Lori liegt Jahre zurück, aber was wir dort gelernt haben, bleibt unvergessen.

Gruppen von Frauen wie die von Kibison kann ich mir mühelos vorstellen, Frauen aller Hautfarben, jeder Glaubensrichtung und jeden Alters, wie sie im Kreis zusammensitzen und einander ihre Geschichten erzählen, von ihren Kämpfen und Hoffnungen berichten, zusammen weinen, lachen und arbeiten. Was für eine Kraft könnten solche Zirkel entwickeln! Millionen von ihnen könnten, miteinander verbunden, das Patriarchat beenden. Das wäre nicht schlecht. Die weibliche Energie ist unerschöpflich, ein nachwachsender Rohstoff, der nichts weiter braucht als eine Chance.

ALS IN DEN SECHZIGER JAHREN des letzten Jahrhunderts die Pille und andere Empfängnisverhütungsmittel für die Allgemeinheit verfügbar wurden, gab das der Frauenbefreiung einen Schub. Endlich konnten Frauen ein erfüllendes Sexualleben haben, ohne sich vor ungewollter Schwangerschaft fürchten zu müssen. Man kann sich ja denken, wie sehr die Kirche und der Machismo in Chile dagegen Sturm liefen! Damals dachte ich, das Ende des Patriarchats sei unvermeidlich, aber noch sind wir davon weit entfernt. Wir haben viel erreicht, mehr bleibt allerdings noch zu tun. Alles Erdenkliche dient als Vorwand, unsere Rechte, sofern wir welche haben, mit Füßen zu treten: Krieg, Fundamentalismus, Diktatur, Wirtschaftskrise oder Naturkatastrophen jeder Art. In den USA wird heute, im dritten Jahrtausend, nicht nur über Abtreibung, sondern auch über Empfängnisverhütung für Frauen gestritten. Natürlich stellt niemand das Recht des Mannes auf eine Sterilisation oder auf Kondome in Frage.

Meine Stiftung hilft bei der Finanzierung von Kliniken und Programmen zur Geburtenkontrolle, das schließt Abtreibungen ein. Das Thema geht mir persönlich sehr nah, weil ich mit achtzehn einer fünfzehnjährigen Schülerin helfen musste, die schwanger geworden war. Nennen wir sie Celina, ihren richtigen Namen darf ich nicht preisgeben. Sie wandte sich an mich, weil sie es nicht wagte, sich ihren Eltern anzuvertrauen. In ihrer Verzweiflung überlegte sie, sich das Leben zu nehmen, so einschneidend war das. Abtreibung war in Chile gesetzlich streng verboten, wurde aber gleichwohl vielfach im Verborgenen durchgeführt (und wird es noch heute). Unter damals wie heute lebensbedrohlichen Bedingungen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich an den Namen von jemandem kam, der Celinas Problem lösen konnte. Wir fuhren mit dem Bus, stiegen mehrfach um, gelangten in eine ärmliche Wohngegend und suchten dort eine halbe Stunde zu Fuß nach der Adresse, die ich mir notiert hatte. Endlich fanden

wir sie, eine Wohnung im dritten Stock eines Backsteingebäudes, das genauso aussah wie Dutzende andere in der Straße, mit Wäsche, die zum Trocknen von den Balkonen hing, und überquellenden Mülltonnen.

Empfangen wurden wir von einer müde aussehenden Frau, die schon auf uns wartete, denn ich hatte ihr am Telefon den Namen der Kontaktperson genannt und uns angekündigt. Sie schrie die Kinder an, die im Wohnzimmer spielten, sie sollten sich in ihr Zimmer verziehen. Offensichtlich waren die Kleinen das gewöhnt, denn sie trollten sich umstandslos. In einer Ecke der Küche plärrten aus einem Radio Nachrichten und Werbung.

Die Frau fragte Celina nach dem Datum ihrer letzten Blutung, stellte ihre Berechnungen an und schien zufrieden. Sie sagte, es gehe schnell und sei sicher, und gegen einen geringen Aufpreis zum vereinbarten Honorar würde sie es unter Betäubung machen. Sie legte ein Wachstuch und ein Kissen auf den einzigen vorhandenen Tisch, an dem sonst wahrscheinlich gegessen wurde, und wies Celina an, ihren Slip auszuziehen und hinaufzusteigen. Nach einer kurzen Untersuchung legte sie ihr einen Venenzugang am Arm. »Ich war Krankenschwester, ich hab Erfahrung«, erklärte sie uns. Und sagte mir dann, dass es meine Aufgabe sein würde, meiner Freundin nach und nach das Narkosemittel zu verabreichen, nur so viel, dass sie nichts mitbekam. »Vorsicht, nicht übertreiben«, warnte sie mich.

Nach wenigen Sekunden war Celina halb weggetreten, und es dauerte keine Viertelstunde, da lagen mehrere blutige Lappen in dem Eimer am Fußende des Tischs. Ich wollte mir nicht vorstellen, wie dieser Eingriff ohne Betäubung verlaufen wäre, also so, wie er unter solchen Umständen meistens durchgeführt wird. Meine Hände zitterten so sehr, ich weiß überhaupt nicht, wie ich das mit der Spritze hinbekam. Als es vorbei war, entschuldigte ich mich, ging ins Bad und übergab mich.

Als Celina kurz darauf wach wurde, verabschiedete uns die Frau, ohne ihr Zeit zu geben, richtig zu sich zu kommen, drückte ihr ein paar in ein Blatt Papier gewickelte Tabletten in die Hand und sagte: »Antibiotika, eine alle zwölf Stunden, drei Tage. Sollten Sie Fieber bekommen oder stark

bluten, müssen Sie ins Krankenhaus, aber das wird nicht passieren. Ich hab ein gutes Händchen.« Sie warnte uns, sollten wir ihren Namen oder ihre Adresse weitergeben, würde das schlimme Folgen für uns haben.

ICH KONNTE DIESES ERLEBNIS, das inzwischen sechzig Jahre zurückliegt, nie vergessen. Mehrfach habe ich darüber geschrieben und durchlebe es in meinen Albträumen aufs Neue. Wegen Celina und Millionen von Frauen, die Ähnliches durchmachen wie sie, lasse ich bei der Verteidigung der reproduktiven Rechte nicht mit mir reden. Eine legale und unter adäquaten Bedingungen durchgeführte Abtreibung stellt keine besonders traumatische Erfahrung dar, das haben Studien vielfach belegt. Traumatischer ist es für Frauen, wenn sie keine Abtreibung bekommen können und gezwungen sind, eine ungewollte Schwangerschaft zu Ende zu bringen.

Ich respektiere Menschen, die Abtreibung aus religiösen oder anderen Gründen ablehnen, aber es ist nicht hinnehmbar, dass ihre Beurteilung denjenigen aufgezwungen wird, die diese Sichtweise nicht teilen. Die Möglichkeit zum Schwangerschaftsabbruch sollte allen zur Verfügung stehen, die sie brauchen.

Verhütungsmittel sollten kostenlos und für jede junge Frau verfügbar sein, sobald sie ihre Menstruation bekommt. Wäre das der Fall, gäbe es weniger ungewollte Schwangerschaften, de facto ist Empfängnisverhütung jedoch teuer, häufig wird ein Rezept verlangt, die Krankenkasse bezahlt sie nicht und sie kann sehr unschöne Nebenwirkungen haben. Und zu hundert Prozent sicher ist sie auch nicht.

Die Last der Familienplanung tragen die Frauen – viele Männer weigern sich, Kondome zu benutzen, und ejakulieren ohne einen Gedanken an die Folgen –, und den Frauen gibt man die Schuld, wenn sie schwanger werden, weil sie »nicht aufgepasst« haben. Auch in Chile gibt es die Redewendung: »Sie hat sich schwängern lassen«, das heißt, sie hat es nicht verhindert und muss dafür zahlen. Abtreibungsgegner entlassen den Mann aus der Verantwortung, als hätte er mit der Befruchtung nichts zu tun. Sie fragen auch nicht ernsthaft danach, warum eine Frau sich entscheidet, ihre Schwangerschaft zu beenden, welche praktischen oder

emotionalen Gründe sie dazu bewegen, was ein Kind zu diesem Zeitpunkt für ihr Leben bedeuten würde.

Ich hatte Glück, ich musste nie durchmachen, was Celina durchgemacht hat, und konnte meine Familie planen – nur zwei Kinder –, erst mit der Pille und später mit einer Spirale. Mit achtunddreißig vertrug ich allerdings keine der üblichen Methoden mehr und ließ schließlich meine Eileiter kappen. Die Entscheidung schien mir zwangsläufig, ich bereute sie danach jedoch lange, weil nach der Operation Komplikationen auftraten und ich mich außerdem verstümmelt fühlte. Warum musste ich das durchstehen? Warum ließ sich mein Mann damals nicht sterilisieren, obwohl der Eingriff viel unaufwendiger ist? Weil mein Feminismus nicht ausreichte, das von ihm zu verlangen.

Meine Enkeltöchter haben entschieden, dass sie keine Kinder möchten, wegen der vielen Arbeit, die sie machen, und der Überbevölkerung des Planeten. Einerseits bedauere ich, dass ihnen diese Erfahrung entgeht, war sie für mich doch wundervoll, andererseits freut es mich, dass die beiden jungen Frauen die Wahl haben. Allerdings fürchte ich, dass unsere Familie ausstirbt, sofern sich mein einziger Enkel nicht sputet und eine Partnerin mit Kinderwunsch findet.

JAHRHUNDERTE HINDURCH BETRIEBEN FRAUEN Geburtenkontrolle durch das, was sie über den Menstruationszyklus wussten, mit Hilfe von Kräutern und Abtreibungsmethoden, aber dieses Wissen wurde mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Als Folge der Abwertung von Frauen maßten Männer sich die Herrschaft über den weiblichen Körper an.

Wer entscheidet über den Körper einer Frau und die Zahl der Kinder, die sie bekommen kann oder will? Männer in der Politik, in Religion und Justiz, die eine Schwangerschaft nie am eigenen Leib erfahren, weder gebären noch je Mutter sein werden. Solange Gesetzgebung, Religion und Gepflogenheiten den Vätern nicht dieselbe Verantwortung für eine Schwangerschaft zuweisen wie den Müttern, sollten Männer in dieser Angelegenheit ihre Meinung für sich behalten, es geht sie nämlich schlicht nichts an. Es ist die persönliche Entscheidung jeder Frau. Kontrolle über die eigene Fortpflanzung zu haben ist ein grundlegendes Menschenrecht.

In Nazideutschland stand auf Schwangerschaftsabbruch Gefängnis, eine Frau »guten Blutes« hatte das Kind auszutragen, wer Abtreibungen bei ihr vornahm, bezahlte das mit dem Leben. Dem Reich mussten Kinder geboren werden. Für acht Kinder bekam die Mutter das goldene Mutterkreuz. In etlichen lateinamerikanischen Ländern sind die entsprechenden gesetzlichen Regelungen derart drakonisch, dass eine Frau, die nach einer Fehlgeburt bezichtigt wird, diese willentlich herbeigeführt zu haben, für Jahre ins Gefängnis gehen kann. In Chile wurde 2013, dem Druck von Bürgerrechtsorganisationen und dem internationalen Entsetzen zum Trotz, der elfjährigen Belén, die von ihrem Stiefvater vergewaltigt worden war, nicht gestattet, die daraus resultierende Schwangerschaft abzubrechen.

Schwangerschaftsabbruch muss entkriminalisiert werden, das heißt, der Tatbestand muss aus dem Strafgesetz verschwinden. Das ist nicht dasselbe, wie ihn zu legalisieren, denn die Gesetze werden vom Patriarchat

bestimmt, und die Legalisierung belässt die Macht in den Händen von Richtern, Polizisten, Politikern und anderen männlich dominierten Strukturen. Nebenbei bemerkt ist das auch der Grund, weshalb Sexarbeiterinnen nicht die Legalisierung der Prostitution wünschen, sondern ihre Entkriminalisierung.

Als Anekdote in diesem Zusammenhang sei der Vorschlag von Steve King erwähnt, seines Zeichens Abgeordneter im US-Kongress, der das Recht auf eine Abtreibung auch im Fall von Vergewaltigung oder Inzest abschaffen wollte, denn »angenommen, wir würden uns alle Stammbäume ansehen und jeden rausstreichen, der das Ergebnis von Vergewaltigung oder Inzest ist, wäre von der Weltbevölkerung überhaupt noch jemand übrig? Bei all den Kriegen, Vergewaltigungen und Plünderungen allerorten könnte ich nicht mit Sicherheit sagen, dass ich nicht auch das Ergebnis von so etwas bin«. Kurz, eine Verteidigung von Vergewaltigung und Inzest als natürlich und normal. Vierundachtzig republikanische Kongressabgeordnete unterzeichneten seinen Vorschlag.

Ein anderer Abgeordneter im US-Kongress, Todd Akin, behauptete, durch Vergewaltigung komme es nur selten zur Schwangerschaft, der weibliche Körper verfüge über Mittel, sich zu verschließen, um das zu verhindern. Laut Akin erkennt die Gebärmutter auf magische Weise den Unterschied zwischen »legitimate rape«, also »rechtmäßiger« oder »regelrechter« Vergewaltigung, was immer das heißen soll, und anderen Formen von Sex. Dieses Genie war Mitglied im Ausschuss für Wissenschaft, Raumfahrt und Technologie.

In den USA werden jährlich zweiunddreißigtausend Schwangerschaften nach Vergewaltigung angezeigt.

FRAUEN WOLLEN DIE KONTROLLE über ihr Leben haben, genau wie über ihre Fortpflanzung, aber das ist ausgeschlossen, solange sie häuslicher Gewalt ausgesetzt sind und ihr Schicksal in den Händen eines Mannes liegt, der sie missbraucht. Als ich vor langer Zeit, Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als Journalistin in Chile arbeitete, recherchierte ich mehrfach für Reportagen in Armensiedlungen, wo die Familien in Hütten aus Pappe und Brettern lebten, die Männer ohne Arbeit waren und ständig betrunken, die Frauen einen Stall voll Kinder am Hals hatten und Opfer von Armut, Missbrauch und Ausbeutung wurden. An der Tagesordnung war, dass der Mann betrunken oder auch einfach nur frustriert nach Hause kam und die Frau oder die Kinder durchprügelte. Die Polizei schritt nicht ein, sei es aus Gleichgültigkeit, weil viele dieser Uniformierten bei sich daheim genauso verfuhren, sei es, weil sie ohne Durchsuchungsbeschluss angeblich nicht in Wohnungen eindringen durften. Angesichts dieser Zustände sprachen die Nachbarinnen sich untereinander ab, und wenn sie eine Frau oder die Kinder schreien hörten, liefen sie mit Pfannen und Schöpfkellen bewaffnet hin und verpassten dem Angreifer die verdiente Abreibung. Eine umstandslose und wirkungsvolle Maßnahme.

Es erfüllt mich mit Scham, dass Chile damals wie heute zu den Ländern mit der weltweit höchsten Rate von häuslicher Gewalt gehört, auch wenn das möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass dort mehr Fälle als anderswo angezeigt und überhaupt Statistiken geführt werden. Die Gewalt findet in allen sozialen Schichten statt, wird in den höheren allerdings gekonnt vertuscht. Manchmal kommt es nicht zu körperlicher Misshandlung, aber Psychoterror und emotionaler Missbrauch können ähnlich verheerend sein.

JEDE DRITTE FRAU ERFÄHRT in ihrem Leben irgendeine Form von körperlicher oder sexualisierter Gewalt, mit ihrem Aussehen oder ihrem Alter hat das nichts zu tun. Ich möchte an das Lied erinnern, das vier junge Chileninnen 2019 geschrieben haben und das als feministische Hymne einen Siegeszug um die Welt angetreten hat, in viele Sprachen übersetzt und als Performance auf Straßen und Plätzen von abertausenden von Frauen mit verbundenen Augen aufgeführt wurde. Von der chilenischen Polizei, die für ihre martialischen Methoden bekannt ist, wurde gegen LASTESIS Anzeige erstattet, weil die vier Frauen »die Institution bedroht, die Ordnungsmacht angegriffen und zu Hass und Gewalt aufgerufen« hätten. Das hat die Weltöffentlichkeit auf den Plan gerufen.

Das Lied fasst in wenigen Zeilen zusammen, was jede Frau erlebt oder fürchtet:

Das Patriarchat ein Gericht,
wir sind verurteilt durch Geburt,
und unsre Strafe
ist die Gewalt, die du nicht siehst.
…
Der Femizid.
Mein Mörder kommt straffrei davon.
Dass man uns verschwinden lässt.
Die Vergewaltigung.
Und es war nicht meine Schuld, nicht wo ich war, nicht was ich trug.
Der Vergewaltiger warst du.
…

LASTESIS, »Ein Vergewaltiger auf deinem Weg«

DIE GEWALT GEGEN FRAUEN besteht seit Jahrtausenden, weshalb wir es schon wie selbstverständlich vermeiden, uns in riskante Situationen zu begeben. Das schränkt uns erheblich ein. Was die meisten Männer tun, ohne weiter darüber nachzudenken, etwa nachts durch die Straßen gehen, eine Kneipe betreten oder an der Landstraße den Daumen raushalten, löst in unserem Kopf ein Alarmsignal aus. Ist es das Risiko wert?

Häusliche Gewalt ist in Chile so weit verbreitet, dass Michelle Bachelet, die von 2006 bis 2010 und von 2014 bis 2018 als erste Frau das Präsidentenamt bekleidete, einen Schwerpunkt ihrer Regierungspolitik darauf legte und durch mehr Bildung, Schulungsmaßnahmen, Aufklärung, die Schaffung von Zufluchtsstätten und durch flankierende Gesetze dagegen vorging. Außerdem sorgte sie für kostenlosen und einfachen Zugang zu Verhütungsmitteln. Ein Gesetz zur Entkriminalisierung von Abtreibung scheiterte am Kongress.

Das Leben dieser großartigen Frau gleicht einem Roman. Wie sie einmal in einem Interview erzählte, entschied sie sich für das Medizinstudium, weil sie das in die Lage versetzen würde, Menschen unmittelbar zu helfen, und spezialisierte sich dann auf Kinderheilkunde. In den ersten Tagen nach dem Militärputsch von 1973 wurde ihr Vater, General Alberto Bachelet, von seinen Waffenbrüdern inhaftiert, nachdem er sich geweigert hatte, an der Erhebung gegen die demokratisch gewählte Regierung teilzunehmen. Im März 1974 starb er unter Folter an Herzversagen.

Michelle und ihre Mutter wurden von der Sicherheitspolizei verhaftet und in der berüchtigten Villa Grimaldi gefoltert, auf deren Gelände heute ein Museum an die Gräueltaten dieser Jahre erinnert. Michelle konnte von dort gerettet werden, floh nach Australien und weiter in die DDR ins Exil. Einige Jahre später kehrte sie nach Chile zurück und beendete ihr Studium. Sie arbeitete in verschiedenen Bereichen, bis mit der Wiederherstellung der Demokratie 1990 ihre politische Karriere begann.

Als Gesundheitsministerin genehmigte sie die Abgabe der »Pille danach« an Frauen und an Mädchen über vierzehn Jahren, mit der unmittelbar nach dem Geschlechtsverkehr eine Schwangerschaft verhindert werden kann. In Chile, wo die katholische Kirche und die rechtsgerichteten Parteien enormen Einfluss besitzen, stieß diese Entscheidung auf erheblichen Widerstand, trug der Ministerin aber auch Respekt und viel Sympathie ein.

2017 genehmigte das chilenische Parlament Abtreibung in drei Fällen: unmittelbare Gefahr für das Leben der Mutter, schwere Schädigung des Fötus, so dass ein Überleben außerhalb des Mutterleibs unmöglich ist, und Vergewaltigung. Der Abbruch kann bis zur zwölften, bei Mädchen unter vierzehn Jahren bis zur vierzehnten Schwangerschaftswoche erfolgen. Selbst in diesen drei Fällen ist die Praxis derart restriktiv, dass das Gesetz geradezu ein Hohn ist und wohl vor allem dazu dient, die Mehrheit der Frauen zu besänftigen. Bei den Massendemonstrationen für das Recht auf Abtreibung gingen viele Frauen mit entblößten Brüsten auf die Straße, um zu unterstreichen, dass ihre Körper ihnen allein gehören.

2002 wurde Michelle zur Verteidigungsministerin ernannt, die erste Frau, die dieses Amt in Lateinamerika bekleidete und eine der wenigen in der Welt. Ihr fiel die Herkulesaufgabe zu, eine Versöhnung zwischen den Streitkräften und den Opfern der Diktatur einzuleiten und dem Militär das Versprechen abzuringen, dass man sich nie wieder gegen die Demokratie erheben werde.

Mir fällt es schwer, mir vorzustellen, wie diese Frau das Trauma der Vergangenheit überwinden und sich mit einer Institution verständigen konnte, die nicht nur über siebzehn Jahre hinweg in ihrem Land ein Terrorregime geführt, sondern auch ihren Vater umgebracht und sie selbst und ihre Mutter gefoltert und ins Exil getrieben hatte. Einer ihrer Folterer wohnte im selben Gebäude wie sie, die beiden begegneten sich häufiger im Fahrstuhl. Wenn Michelle Bachelet nach der Notwendigkeit einer nationalen Versöhnung gefragt wurde, antwortete sie stets, das sei eine persönliche Entscheidung. Dass jemand, der die Unterdrückung erlitten

hat, diese verzeiht, kann niemand verlangen. Das Land muss mit der schweren Last seiner Vergangenheit seinen Weg in die Zukunft finden.

Irgendwann gehe ich erneut durch die Straßen
von Santiago, dem mit Blut einst getränkten,
und an einem schönen, befreiten Platz werde ich gedenken
und weinen um die, die nicht mehr da sind.

PABLO MILANÉS, »Irgendwann gehe ich erneut durch die Straßen«

DER KALIF VON BAGDAD hätte gerne erfahren, dass wir Frauen vor allem Liebe wollen. Wir haben etwas Sonderbares im Hirn, eine Art Tumor, der uns zur Liebe drängt. Wir können nicht leben ohne sie. Aus Liebe ertragen wir unseren Nachwuchs und die Männer. Unsere Uneigennützigkeit hat etwas geradezu Dienstbeflissenes. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, dass Individualismus und Egoismus bei Männern positiv gesehen werden, bei Frauen jedoch als Makel gelten? Wir haben zurückzustehen hinter den Kindern, dem Partner, den Eltern und auch sonst fast allen anderen. Wir unterwerfen uns und opfern uns auf für die Liebe, das scheint uns der Gipfel des Edelmuts. Je mehr wir aus Liebe leiden, desto edler sind wir, das lässt sich an jeder Telenovela ablesen. Die Liebe wird kulturell überhöht, und wegen dieses Tumors im Hirn gehen wir sehenden Auges in diese Falle. Ich nehme mich da nicht aus, mein Tumor gehört zur bösartigsten Sorte.

Ich verkneife mir Bemerkungen über die Mutterliebe, sie ist unantastbar, und sollte ich es wagen, Scherze darüber zu machen, käme mich das teuer zu stehen. Einmal habe ich zu meinem Sohn Nico gesagt, statt Kinder in die Welt zu setzen, solle er sich lieber einen Hund anschaffen, und er hat mir das bis heute nicht verziehen. Mit zweiundzwanzig hat er geheiratet und binnen fünf Jahren drei Kinder bekommen. Sein Mutterinstinkt ist überentwickelt. Nichts gegen meine Enkel, aber Hunde mag ich auch sehr.

Ich wage es nicht, etwas gegen die hemmungslose Liebe der Mütter vorzubringen, sie scheint mir der einzige Grund, der eine Spezies am Leben hält, seien es nun Fledermäuse oder Technokraten. Ich werde mich auch nicht über die Liebe zur Natur, zu Gott, zu Göttinnen oder zu vergleichbar abstrakten Ideen auslassen, dieser Text soll ja keine gelehrte Abhandlung werden, sondern eher ein ungezwungenes Plaudern sein.

Sprechen wir also stattdessen von der romantischen Liebe, dieser kollektiven Illusion, die zu einem Konsumprodukt unter vielen geworden

ist. Die Liebesindustrie wetteifert mit dem Drogenhandel darum, Sucht zu erzeugen. Ich vermute, die romantische Liebe sieht für jede Frau anders aus, nicht alle sind wie ich besessen von einem Filmschauspieler, manch eine mag sich auch, wie die Prinzessin im Märchen, in einen Lurch verlieben. In meinem Fall spielen die körperlichen Merkmale des Opfers weniger eine Rolle, solange es gut riecht, eigene Zähne im Mund hat und nicht raucht, ich habe allerdings Ansprüche anderer Art, die im wahren Leben leider selten gehäuft vorkommen: Sanftheit, Humor, ein gutes Herz, Geduld mit meinen Marotten und daneben noch ein paar Vorzüge, die mir gerade nicht einfallen. Zum Glück besitzt mein aktueller Liebster all das im Überfluss.

DAMIT MÖCHTE ICH JETZT zu Roger kommen, das hatte ich ja versprochen.

Die unvergesslichen Lektionen aus der strengen Schule meines Großvaters waren sehr nützlich für mich, sie stählten meinen Charakter und halfen mir, auch in Zeiten großer Widrigkeiten meinen Weg zu gehen, aber auf die Beziehungen zu meinen Partnern wirkten sie sich ungut aus, weil ich mich nicht ausliefere. Ich stehe auf eigenen Füßen und verteidige meine Unabhängigkeit, etwas zu geben fällt mir überhaupt nicht schwer, aber etwas anzunehmen bereitet mir Mühe. Einen Gefallen kann ich nur zulassen, wenn ich weiß, wie ich ihn erwidere, ich hasse es, Geschenke zu bekommen, und lasse nicht zu, dass mein Geburtstag gefeiert wird. Eine meiner größten Herausforderungen bestand von jeher darin, mir einzugestehen, dass ich verletzlich bin, aber dank einer neuen Liebe, die hoffentlich meine letzte sein wird, ist das jetzt leichter geworden.

Eines Tages im Mai 2016 hörte ein gewisser Roger, verwitweter Anwalt aus New York, mich im Radio, als er im Auto von Manhattan nach Boston unterwegs war. Er hatte zwei Bücher von mir gelesen, und durch etwas, das ich in dieser Radiosendung sagte, wurde er wohl hellhörig, jedenfalls schrieb er danach an mein Büro. Ich antwortete ihm, und er schrieb mir weiter, jeweils morgens und abends, jeden Tag, fünf Monate lang. Normalerweise beantworte ich nur die erste Mail eines Lesers oder einer Leserin, weil mein Leben nicht ausreichen würde, wenn ich mit den vielen hundert Menschen, die mir schreiben, dauerhaft korrespondieren wollte, aber die Hartnäckigkeit dieses Witwers aus New York machte Eindruck auf mich, also blieben wir in Kontakt.

Meine damalige Assistentin, Chandra, die süchtig nach Krimiserien ist und Spürhundqualitäten besitzt, machte sich daran, alles über diesen mysteriösen Witwer herauszufinden, der gut hätte ein Psychopath sein können, man weiß ja nie. Es ist unglaublich, wie viele Informationen offen verfügbar sind für jeden, der etwas über uns erfahren will. Sie müssen sich

vorstellen, dass Chandra mir ein umfassendes Dossier zusammenstellte, inklusive dem Nummernschild des Wagens und den Namen der fünf Enkelkinder dieses Mannes. Seine Frau war einige Jahre zuvor gestorben, er lebte allein in einer Villa in Scarsdale, nahm täglich den Zug nach Manhattan, hatte seine Kanzlei an der Park Avenue usw. »Er scheint in Ordnung zu sein, aber Misstrauen ist trotzdem angebracht, womöglich hat er bei Brendas Architekt gelernt«, mahnte mich Chandra.

Im Oktober reiste ich für eine Konferenz nach New York, und Roger und ich lernten uns endlich kennen. Ich sah bestätigt, was er in seinen E-Mails über sich geschrieben und was Chandras Ermittlungen ergeben hatten: Der Mann war ein offenes Buch. Ich konnte ihn sehr gut leiden, aber es war nicht diese blitzartige, unbändige Leidenschaft, die mich mit fünfundvierzig bei Willie ereilt hatte. Was das zuvor Gesagte bestätigt: Die Hormone sind entscheidend. Roger lud mich zum Abendessen ein, und nach einer halben Stunde fragte ich ihn geradeheraus nach seinen Absichten, ich hätte in meinem Alter keine Zeit zu verlieren. Er verschluckte sich an seinen Ravioli, ergriff aber nicht die Flucht, wie ich es getan hätte, hätte er mich derart überrumpelt.

Drei Tage konnten wir zusammen verbringen, ehe ich zurück nach Kalifornien musste, und diese Zeit genügte Roger, um zu entscheiden, dass er mich, einmal gefunden, nicht wieder gehen lassen würde. Als er mich zum Flughafen fuhr, machte er mir einen Heiratsantrag. Ich gab ihm die Antwort, die man von einer ehrenwerten, älteren Dame erwartet: »Heiraten kommt nicht in Frage, aber wenn du mich öfter in Kalifornien besuchen möchtest, können wir ein Verhältnis haben, was meinst du?« Der Ärmste … Was hätte er denn sagen sollen? Ja, was sonst.

So machten wir das dann etliche Monate, bis es zu anstrengend wurde, sich nach sechs Stunden im Flugzeug für ein Wochenende zu sehen. Da verkaufte Roger sein Haus, das angefüllt war mit Möbeln, Gegenständen und Erinnerungen, verschenkte alles und zog nach Kalifornien mit zwei Fahrrädern und einigen Kleidungsstücken, die ich umgehend ersetzte, weil sie aus der Mode gekommen waren. Er klang dann doch etwas besorgt:

»Ich habe nichts mehr. Falls das hier schiefgeht, kann ich unter der Brücke schlafen.«

EIN JAHR UND SIEBEN MONATE lebten wir auf Probe zu zweit mit den beiden Hündinnen in meinem Puppenhaus. Wir machten beide Zugeständnisse, ich bei seiner Unordnung, er bei meiner herrischen Art, meinem Pünktlichkeitsfimmel und meinem Schreiben, das wenig Zeit für anderes lässt. Wir lernten die feinfühligen Schritte eines gut eingespielten Paares, das sich über die Tanzfläche bewegt, ohne einander auf die Füße zu treten. Als wir nach Ablauf dieser Frist sicher waren, dass wir einander aushalten konnten, heirateten wir, denn Roger ist eher traditionsbewusst, und die Vorstellung, in Sünde zu leben, beunruhigte ihn.

Die Hochzeit fand im engsten Kreis statt, nur unsere Kinder und Enkelkinder waren dabei. Alle freuten sich, dass wir uns gefunden hatten, weil das bedeutet, dass sie sich vorerst nicht um uns kümmern müssen. Solange wir dazu in der Lage sind, kümmern wir uns umeinander.

Meine Mutter wäre auch froh darüber. Wenige Tage vor ihrem Tod bat sie mich, Roger zu heiraten, damit ich nicht alt und allein wäre, wie sie sagte. Ich entgegnete, ich würde mich weder alt noch allein fühlen: »In Kalifornien wartet ein optimales Verhältnis auf mich, was soll ich mit einem suboptimalen Ehemann?«

»Verhältnisse halten nicht, ein Ehemann ist eine sichere Beute«, antwortete sie.

ES IST MIR ETWAS PEINLICH, deshalb gebe ich es nur ungern zu, aber bei vielem, was ich früher mühelos hinbekam, bin ich heute auf meinen Liebsten angewiesen, sei es beim Tanken, sei es beim Wechseln einer Glühbirne. Roger ist in der Bronx geboren, seine Eltern stammen aus Polen, er hat die schweren Hände eines Bauern und ist ein guter Typ. Er hilft mir durch die Widrigkeiten des Alltags, ohne dass ich mich dabei wie ein Trottel fühle. Ich bin froh, dass ich auf meine Mutter gehört und ihn geheiratet habe. Er ist eine wunderbare sichere Beute, und das bleibt hoffentlich so.

Mein Sohn fragte Roger, wie er sich gefühlt habe, als er mich kennenlernte, und er wurde rot und sagte: »Wie ein Teenie. Und jetzt fühle ich mich wie ein kleines Kind, das morgens wach wird und weiß, dass es heute in den Zirkus darf.« Es ist alles relativ. Für mich ist das eine ruhige Zeit in meinem Leben, ohne Melodramatik. Roger kommt es dagegen vor, als würde die tägliche Aufregung mit mir nie nachlassen und nicht ein Augenblick Zeit sein, um sich zu langweilen.

Vielleicht fehlt ihm das Faulenzen.

Und was habe ich gefühlt, als ich Roger kennenlernte? Neugier und ein Kribbeln im Bauch, das mich früher dazu gebracht hätte, Dummheiten zu begehen, und das mich heute warnt, langsam zu machen und vorsichtig zu sein, was ich aber überhöre. Theoretisch und praktisch bin ich der Meinung, man muss JA sagen zum Leben, und alles Weitere sehe ich dann unterwegs.

Kurzum, da ich einen Partner gefunden habe, besteht auch Hoffnung für jede andere alte Frau, die sich das wünscht.

Noch einmal wie mit siebzehn
nach hundert Jahren Leben,
als deute man die Zeichen
nicht wissend, was sie heißen,
noch einmal unvermutet
zerbrechlich sein, entschwinden,
noch einmal tief empfinden
ein Kind, das glaubt an Gott,
so fühle ich mich heute
in dieser Zeit der Fülle.

VIOLETA PARRA, »Noch einmal wie mit siebzehn«

DIE JUNGEN LEUTE fragen mich öfter, wie es ist, in meinem Alter zu lieben. Offenbar sind sie fassungslos, dass ich noch zusammenhängend sprechen und mich sogar verlieben kann. Nun, das Verlieben ist nicht anders als mit siebzehn, wie von Violeta Parra bestätigt, aber das Gefühl der Dringlichkeit ist ein anderes. Roger und ich haben nur noch wenige Jahre vor uns. Die Jahre vergehen leise, sie narren uns, erschrecken uns plötzlich im Spiegel und überfallen uns hinterrücks. Jede Minute ist kostbar, und wir dürfen sie nicht an Missverständnisse vergeuden, an Ungeduld, Eifersucht, Engstirnigkeit und so vieles mehr, was das Miteinander vergiftet. Eigentlich ließe sich dieser Befund auf jedes Lebensalter anwenden, denn unsere Tage sind immer gezählt. Hätte ich das früher beherzigt, müsste ich nicht zwei Scheidungen verbuchen.

REBECCA SOLNIT SCHREIBT in ihrem Buch *Wenn Männer mir die Welt erklären*: »Der Feminismus will etwas sehr Altes, weit Verbreitetes verändern, das in vielen, vielleicht den meisten Kulturen dieser Welt, in zahllosen Institutionen, in den meisten Haushalten auf dieser Erde fest verwurzelt ist – und in unseren Köpfen, wo alles beginnt und endet. Dass sich binnen vierzig oder fünfzig Jahren so viel verändert hat, ist erstaunlich; dass nicht all diese Veränderungen dauerhaft, eindeutig und unwiderruflich sind, heißt nicht, dass sie gescheitert wären.«

Das System zu entlarven, auf dem unser Zusammenleben gründet, ist schwierig und braucht Zeit, doch nach und nach gelingt es uns, und wir lösen die vielschichtige und spannende Aufgabe, eine neue Ordnung zu ersinnen, um die alte zu ersetzen. Zwei Schritte vor, einer zurück, so bewegen wir uns vorwärts, stolpern, fallen hin, stehen wieder auf, machen Fehler und feiern flüchtige Erfolge. Es gibt Momente großer Ernüchterung und andere, die durchschlagende Wirkung entfalten, wie die #MeToo-Bewegung und die Massendemonstrationen von Frauen in vielen Städten der Welt. Nichts kann uns aufhalten, wenn wir eine gemeinsame Vorstellung von der Zukunft entwickeln und entschlossen sind, sie umzusetzen.

Das Patriarchat hat es nicht schon immer gegeben, es ist nicht Teil der Conditio humana, sondern wurde uns von der Kultur auferlegt. Wir können unser Dasein auf dem Planeten nachverfolgen, seit vor ungefähr fünftausend Jahren in Mesopotamien die Schrift erfunden wurde, was so gut wie nichts ist, angesichts der etwa zweihunderttausend Jahre, die es den Homo sapiens bereits gibt. Die Geschichte wird von Männern geschrieben, und sie übertreiben oder übergehen Vorkommnisse nach ihrem Gutdünken. Die weibliche Hälfte der Menschheit kommt in der offiziellen Geschichte nicht vor.

Wer hat denn, ehe die Frauenbewegung das tat, die Postulate des Machismo je in Zweifel gezogen? Rassismus, Kolonialismus, Ausbeutung,

Privateigentum, die Verteilung der Produktionsmittel und andere Ausprägungen des Patriarchats wurden hinterfragt, aber die Frauen spielten in diesen Analysen nie eine Rolle. Man unterstellte, die Trennung der Geschlechter sei biologisch zwingend oder gottgewollt und die Macht stehe von Natur aus dem Mann zu. Aber so ist es nicht immer gewesen, vor der Männerherrschaft gab es andere Formen, das Zusammenleben zu organisieren. Versuchen wir, uns an sie zu erinnern oder sie uns auszudenken.

GUT MÖGLICH, dass ich vor meinem Tod noch tiefgreifende Veränderungen sehe, denn die Jugend ist genauso besorgt wie wir Frauen. Wir sind Verbündete, und die jungen Leute haben es eilig. Sie haben genug von unserem Wirtschaftsmodell, von der systematischen Zerstörung der Umwelt, von korrupten Regierungen, von Diskriminierung und Ungleichheit, durch die ein Keil zwischen uns getrieben und Gewalt erzeugt wird. Die Zustände, die die jungen Menschen einmal erben und mit denen sie werden klarkommen müssen, scheinen ihnen verheerend. Viele Ältere teilen ihre Vorstellungen von einer besseren Welt, darunter eine große Zahl von Aktivistinnen, Künstlern, Wissenschaftlerinnen, Umweltschützern und auch von spirituellen Gruppen, die in aller Regel unabhängig von den großen, fast ausnahmslos rückwärtsgewandten und machohaften Religionsgemeinschaften sind. Liebe Freundinnen und Freunde, es liegt eine Menge Arbeit vor uns. Das Haus muss entrümpelt und bestellt werden.

Zuallererst müssen wir das Patriarchat beenden, diese jahrtausendealte Ordnung, die alle männlichen Vorzüge (und Unzulänglichkeiten) überhöht und die weibliche Hälfte der Menschheit unterdrückt. Wir müssen alles in Frage stellen, von Religion und Gesetzgebung bis zu Wissenschaft und Gewohnheiten. Wir werden uns ernsthaft aufregen, uns so sehr aufregen, dass unser Zorn die Grundfesten zermalmt, auf denen diese Ordnung ruht. Die Fügsamkeit, als weibliche Tugend in den Himmel gelobt, ist unser ärgster Feind, uns selbst hat sie noch nie etwas gebracht, sie nützt ausschließlich den Männern.

Der Respekt, die Unterwürfigkeit und die Furcht, die man uns von klein auf eintrichtert, richten einen solchen Schaden an, dass wir uns unserer Macht gar nicht bewusst sind. Diese Macht ist groß, folglich besteht das erste Ziel des Patriarchats darin, sie mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu brechen, und seien es die schlimmsten Formen von

Gewalt. Seine Methoden zeitigen gute Ergebnisse, und so sind es häufig gerade Frauen, die das Patriarchat mit Verve verteidigen.

Die Aktivistin Mona Eltahawy, die fast jeden ihrer Vorträge mit ihrer Grundsatzerklärung »Fuck the patriarchy!« beginnt, sagt, wir müssen die Ordnung herausfordern, uns widersetzen und die Regeln brechen. Anders geht es nicht. Es gibt mehr als genug Gründe, Angst vor der Konfrontation zu haben, man denke an die erschreckende Zahl von Frauen, die überall auf der Welt verkauft, geschlagen, vergewaltigt, gefoltert und ungestraft umgebracht werden, und dazu kommen noch die anderen, weniger tödlichen Methoden, mit denen man uns einschüchtert und zum Schweigen bringt. Die Ordnung herausfordern, sich widersetzen und die Regeln brechen ist Sache der jungen Frauen, die noch keine Verantwortung als Mütter haben, und der Alten, deren Kinder aus dem Haus sind.

Höchste Zeit, dass wir Frauen im gleichen Verhältnis wie die Männer an der Verantwortung für diesen bedauernswerten Planeten teilhaben. Frauen an der Macht benehmen sich häufig wie harte Männer, weil sie andernfalls nicht mithalten und sich nicht durchsetzen können, aber wenn wir erst eine kritische Masse in Macht- und Führungspositionen erreicht haben, dann können wir das Gewicht hin zu mehr Gerechtigkeit und Gleichheit verschieben.

Bella Abzug, eine bemerkenswerte Aktivistin und Kongressabgeordnete aus New York, brachte das bereits vor über vierzig Jahren in einem Satz auf den Punkt: »Statt dass die Macht die Natur der Frauen ändert, werden die Frauen im 21. Jahrhundert die Natur der Macht ändern.«

EINMAL SAGTE MEINE TOCHTER PAULA, die damals um die zwanzig gewesen sein muss, ich solle nicht so viel über Feminismus reden, der sei out und sowieso unsexy. Damals wurde bereits der Gegendruck spürbar, dem die Frauenbewegung in den achtziger Jahren ausgesetzt sein würde, nachdem sie so große Erfolge errungen hatte. Wir bekamen einen riesigen Krach, bei dem ich Paula zu erklären versuchte, dass der Feminismus, wie jede Revolution, fortlaufend Veränderungen und Neubewertungen unterliegt.

Paula gehörte zu einer Generation junger, privilegierter Frauen, die von dem profitierten, was ihre Mütter und Großmütter erkämpft hatten, sich auf den Lorbeeren ausruhten und dachten, es wäre schon alles getan. Ich wandte ein, die Mehrheit der Frauen profitieren von den Errungenschaften noch nicht und fügen sich entmutigt in ihr Los. Genau wie es mir meine Mutter versichert hatte, glaubten auch sie, die Welt sei eben so und lasse sich nicht ändern. »Wenn dir das Wort ›Feminismus‹, aus welchem Grund auch immer, nicht behagt, dann nenn es eben anders, wichtig ist, dass du tust, was zu tun ist, für dich und für deine Schwestern überall auf der Welt, wo es nötig ist«, sagte ich. Paula antwortete mir mit einem Seufzen und verdrehte die Augen.

Die Männer waren sehr geschickt darin, Feministinnen als behaarte und hysterische Hexen darzustellen. Nicht ohne Grund fürchteten sich junge Frauen im gebärfähigen Alter, in dem Paula damals war, vor diesem Begriff, der mögliche Partner in die Flucht schlagen konnte. Ich sollte hier klarstellen, dass meine Tochter, sobald sie die Universität abgeschlossen hatte und zu arbeiten begann, mit Begeisterung die Ideen aufgriff, die sie mit der Muttermilch eingesogen hatte. Sie hatte einen Freund, dessen Familie aus Sizilien stammte, einen bezaubernden Jungen, der nur darauf wartete, dass sie lernte, wie man Pasta kocht, um zu heiraten und sechs Kinder mit ihr zu haben. Dass Paula Psychologie studierte, fand er gut, weil es bei der Kindererziehung nützlich sein konnte, als sie sich jedoch

auf Sexualwissenschaft spezialisierte, beendete er die Beziehung. Er fand es nicht hinnehmbar, dass seine Freundin die Geschlechtsteile und Orgasmen anderer Männer vermaß. Der Ärmste, ich mache ihm keinen Vorwurf.

Meine Tochter ist vor vielen Jahren gestorben, und noch immer denke ich jeden Abend vor dem Einschlafen und jeden Morgen nach dem Aufwachen an sie. Sie fehlt mir so! Sie hätte ihre helle Freude gehabt an der neuen Welle junger Feministinnen, die herausfordernd sind, humorvoll und einfallsreich.

DAS IST EINE GLÜCKLICHE ZEIT für mich. Glück ist nicht überschwänglich oder lärmend wie Fröhlichkeit oder Lust, es ist leise, ruhig, sanft, ein inneres Wohlbefinden, das damit beginnt, dass ich mich selbst liebe. Ich bin frei. Ich muss niemandem etwas beweisen, muss mich nicht um Kinder oder Enkelkinder sorgen, weil alle erwachsen sind und auf eigenen Füßen stehen. Ich habe meine Pflicht getan, würde mein Großvater sagen, ich habe sogar weit mehr getan als erwartet.

Es gibt Menschen, die ihre Zukunft planen, die so weit gehen, sich Gedanken um ihre Karriere zu machen, aber bei mir war das, wie gesagt, nicht der Fall. Ich hatte mir lediglich von klein auf vorgenommen, allein für mich zu sorgen, und als das erreicht war, tastete ich mich auf meinem Weg weiter voran. Genau wie John Lennon singt, ist Leben das, was einem zustößt, während man etwas anderes vorhat. Das Leben bahnt sich seinen Weg nämlich ohne Landkarte, und ein Zurück gibt es nicht. Ich hatte keine Kontrolle über die Ereignisse, die meinen Lebensweg oder meine Persönlichkeit bestimmten, etwa das Fortgehen meines Vaters, den Militärputsch in Chile, das Exil, den Tod meiner Tochter, den Erfolg von *Das Geisterhaus*, drei drogenabhängige Stiefkinder oder meine beiden Scheidungen. Man könnte einwenden, bei den Scheidungen sei das doch der Fall gewesen, aber zum Gelingen einer Ehe braucht es nun mal beide.

Mein Alter ist ein kostbares Geschenk. Mein Gehirn funktioniert noch. Ich mag mein Gehirn. Ich fühle mich unbeschwerter. Ich habe die Unsicherheit überwunden, die absurden Wünsche, sinnlosen Komplexe und andere Todsünden, die nicht der Rede wert sind. Ich lasse gehen, lasse los … Das hätte ich schon früher tun sollen.

Die Menschen kommen, und sie gehen, selbst die engsten Familienmitglieder zerstreuen sich. Es ist unsinnig, sich an jemanden oder an etwas zu klammern, alles im Universum strebt auseinander, zum Durcheinander, zur größten Entropie, nicht zur Kohäsion. Ich habe mich für ein einfaches Leben entschieden, mit weniger Dingen und mehr

Mußestunden, weniger Sorgen und mehr Zerstreuung, weniger sozialen Verpflichtungen und mehr echter Freundschaft, weniger Rummel und mehr Stille.

Ich weiß nicht, ob ich all das hätte erreichen können, hätte der Erfolg meiner Bücher mich nicht vor der wirtschaftlichen Unsicherheit bewahrt, die den meisten alten Menschen zusetzt. Ich bin frei, weil ich über die nötigen Mittel verfüge, um zu leben, wie ich es mir wünsche. Das ist ein Privileg.

Jeden Tag nach dem Aufwachen, wenn ich Paula und Panchita und den anderen Geistern, die bei mir sind, Guten Morgen gesagt habe und es noch dunkel ist im Zimmer und still, rufe ich meine Seele von den Gestaden der Träume zurück, wo sie noch wandert, und bedanke mich für das, was ich habe, vor allem für die Liebe, für meine Gesundheit und das Schreiben. Und ich bedanke mich auch für das erfüllte und leidenschaftliche Leben, das hinter mir liegt und das ich noch führe. Ich bin noch nicht bereit, meine Fackel abzugeben, und hoffentlich werde ich das auch nie sein. Ich möchte die Fackeln unserer Töchter und Enkelinnen mit meiner entzünden. Sie werden für uns leben müssen, so wie wir für unsere Mütter gelebt haben, und die Arbeit fortsetzen, die wir nicht beenden konnten.

ICH SCHREIBE DIESE SEITEN im März 2020, wegen des Corona-Virus bin ich mit Roger in unserem Haus eingesperrt. (Anstelle dieses Essays sollte ich einen Roman schreiben, in Anlehnung an García Márquez: *Die Liebe in Zeiten von Corona*.) In unserem Alter sind Roger oder ich geliefert, sollten wir uns das Virus einfangen. Wir dürfen uns nicht beklagen, wir sind tausendmal sicherer als die Helden von heute, Frauen und Männer, die an vorderster Front gegen den Erreger kämpfen, und wir haben es erheblich besser als die meisten anderen Menschen, die bis auf weiteres daheim in ihren vier Wänden bleiben müssen. Beklommen denke ich an die Alten, die allein sind, an die Kranken, die Obdachlosen, an diejenigen, die kaum genug zum Leben haben und keinen Rückzugsort, die in Bruchbuden unter unhygienischen Bedingungen zusammengepfercht sind oder in Flüchtlingscamps ausharren, und an die vielen anderen, die diesem Notstand hilflos ausgeliefert sind.

Roger und ich haben großes Glück. Die Hündinnen vertreiben uns die Zeit und leisten uns Gesellschaft, wir langweilen uns nicht. Roger sitzt am Esstisch vor seinem Computer und arbeitet online, während ich oben unterm Dach in Ruhe schreibe, und die übrige Zeit verbringen wir mit Lesen und schauen Filme. Spazieren gehen ist noch erlaubt, sofern man zu anderen einen Abstand von zwei Metern hält, das hilft uns, den Kopf frei zu bekommen. Vielleicht sind das die Flitterwochen, die wir bisher nicht hatten, weil wir zu beschäftigt waren.

Ich gestehe, dass wir manchmal, trotz der Corona-Einschränkungen, Gäste zum Abendessen haben. Roger verabredet sich mit seinen Kindern und Enkelkindern in Washington und Boston via Zoom, an allen drei Orten wird das Gleiche gekocht, sie sitzen zusammen zum Essen und unterhalten sich bei einem Glas Wein. Meine Gäste sind die guten Geister, die mich durchs Leben begleiten, und ein paar literarische Figuren. So hat auch Eliza Sommers bei mir vorbeigeschaut. Sie ist nicht mehr die junge, verliebte Frau im wilden Land des Goldrauschs, sondern eine kräftige und

lebenskluge Alte, die ein wenig von der Asche ihres Mannes in einem Beutelchen um den Hals trägt. Wir sprachen über dieses Buch, und ich konnte ihr von den Fortschritten berichten, die wir Frauen in den vergangenen hundertfünfzig Jahren gemacht haben. Ich weiß nicht, ob sie mir geglaubt hat.

Zwei Wochen verbringen Roger und ich jetzt in diesem merkwürdig zurückgezogenen Zustand, und bisher geht es uns gut damit, aber ich fürchte, wenn diese Krise sehr lange anhält, sind wir irgendwann mit unserer Geduld, unserer Zuneigung und unserer Disziplin am Ende und ertragen einander nicht mehr. Das erzwungene enge Zusammenleben zerrt an den Nerven. Angeblich haben in China, wo die Quarantäne als Erstes verhängt wurde, inzwischen hunderttausende von Paaren die Scheidung eingereicht.

Niemand kann sich an eine weltumspannende Katastrophe dieser Größenordnung erinnern. In Extremsituationen treten die besten und die schlechtesten Eigenschaften der Menschen zutage, werden Helden erkennbar und Schufte. Es zeigt sich auch, wie unterschiedlich die Bevölkerung in verschiedenen Ländern tickt. In Italien stellen sich die Menschen auf ihre Balkone und singen Opern, um sich gegenseitig Mut zu machen, während man anderswo Waffen kauft. Und gerade habe ich gehört, dass in Chile der Absatz von Schokolade, Wein und Kondomen steigt.

Wer hätte sich vorstellen können, dass binnen weniger Tage die Welt, die wir kennen, derart aus den Fugen gerät? Das öffentliche Leben ist lahmgelegt, Menschenansammlungen sind untersagt, ob nun beim Fußball oder beim Treffen der Anonymen Alkoholiker, die Schulen sind geschlossen, genau wie Universitäten, Restaurants, Cafés, Bibliotheken, Geschäfte und vieles mehr. Ans Reisen ist nicht zu denken. Millionen von Menschen haben ihre Arbeit verloren. Erschrocken werden Nahrungsmittel und mehr gehortet. Als Erstes wurde das Toilettenpapier knapp, wie sich das erklären lässt, ist mir schleierhaft. Wer etwas gespart hat, hebt es ab und schiebt sich die Scheine unter die Matratze. Die Börse befindet sich im freien Fall. Für den hemmungslosen Konsum ist nun doch

die Stunde der Wahrheit gekommen. Die Straßen sind leer, die Städte still, die Länder weltweit wirken eingeschüchtert, und in großer Zahl stellen wir unser Gesellschaftsmodell in Frage.

Und doch gibt es nicht nur schlechte Nachrichten. Die Luftverschmutzung hat nachgelassen, das Wasser in den Kanälen von Venedig ist klar, der Himmel über Peking wieder blau, und zwischen den Wolkenkratzern von New York hört man Vogelgezwitscher. Angehörige, Freunde, Kollegen und Nachbarn tauschen sich aus, wo sie können, um einander zu unterstützen. Zögerlich Verliebte entschließen sich, zusammenzuziehen, sobald das möglich ist. Plötzlich merken wir, dass das, was wirklich zählt, die Liebe ist.

Pessimisten sagen, wir hätten es mit einer Science-Fiction-Dystopie zu tun, die Menschheit werde schließlich wie in dem beängstigenden Roman *Die Straße* von Cormac McCarthy in wilde Stämme zerfallen, die sich gegenseitig aufessen. Die Realisten denken, dass es vorbeigehen wird wie so viele andere Katastrophen in der Geschichte und dass wir uns mit den Folgen noch lange werden herumschlagen müssen. Wir Optimisten glauben, dass es die Erschütterung ist, die man für eine Kurskorrektur braucht, eine einmalige Chance für tiefgreifende Veränderungen. Angefangen hat es als Gesundheitskrise, aber es ist weit mehr als das, es ist eine Krise der Regierung, der Lenkung, der menschlichen Beziehungen, der Werte und der Lebensweise auf unserem Planeten. Wir können nicht weiter in einer Gesellschaftsordnung leben, die auf entfesseltem Materialismus, auf Habgier und Gewalt basiert.

Dies ist eine Zeit des Nachdenkens. Was für eine Welt wollen wir? Das ist, glaube ich, die wichtigste Frage unserer Zeit, die Frage, die sich jede verantwortungsbewusste Frau und jeder verantwortungsbewusste Mann stellen sollte, die Frage, die der Kalif von Bagdad dem Dieb in dieser alten Geschichte hätte stellen sollen.

Wir wollen eine Welt, in der es Schönheit gibt, und nicht nur von der Art, die sich mit den Sinnen erfassen lässt, sondern auch eine Schönheit, die man wahrnimmt, wenn das Herz offen ist und der Geist klar. Wir wollen einen sauberen Planeten, bewahrt vor jeder Form von Aggression.

Wir wollen eine Gesellschaftsordnung im Gleichgewicht, die nachhaltig ist und auf Respekt füreinander, für andere Spezies und die Umwelt insgesamt gründet. Wir wollen eine Gesellschaftsordnung, die alle einschließt und keinen bevorzugt, in der niemand diskriminiert wird aufgrund von Geschlecht, Hautfarbe, Klassenzugehörigkeit, Alter oder sonst einem Etikett, das uns auseinanderbringt. Wir wollen eine freundliche Welt, in der Frieden herrscht, Einfühlungsvermögen, Anstand, Aufrichtigkeit und Mitgefühl. Und vor allem wollen wir eine fröhliche Welt. Danach streben wir guten Hexen. Was wir uns wünschen, ist kein Luftschloss, es ist ein Vorhaben. Zusammen können wir Frauen das erreichen.

Wenn die Corona-Pandemie vorüber ist, werden wir unseren Bau verlassen und vorsichtig eintreten in eine neue Normalität. Dann werden wir uns als Erstes auf den Straßen in den Armen liegen. Wie sehr hat uns der Kontakt zu den anderen gefehlt! Wir werden jede Begegnung feiern und uns freundlich kümmern um die Angelegenheiten des Herzens.

Mein Dank gilt:

Lori Barra und Sarah Hillsheim für die großartige Arbeit, die sie in meiner Stiftung leisten.

Lluís Miquel Palomares, Maribel Luque und Johanna Castillo, meinem Agenten und meinen Agentinnen, von denen die Anregung kam, über Feminismus zu schreiben.

Núria Tey, David Trías und Jennifer Hershey, meinem Lektor und meinen Lektorinnen bei Plaza & Janés und Ballantine.

Kavita Ramdas, der Beraterin unserer Stiftung, die ihr Wissen über die Lage der Frauen in der Welt mit mir geteilt hat.

Laura Palomares, die mich über die jungen Feministinnen aufgeklärt hat.

Lauren Cuthbert, die meine Übersetzung ins Englische lektoriert hat.

Den Heldinnen, denen ich über meine Stiftung jeden Tag begegne, die mir ihr Leben erzählt und mich zu diesem Buch inspiriert haben.

Den Feministinnen, die mich in jungen Jahren geprägt haben und mich noch heute leiten.

Von früh auf erlebt die kleine Isabel, wie die Mutter, vom Ehemann sitzengelassen, sich tagein, tagaus um ihre Kinder kümmert, »ohne Mittel oder Stimme«. Aus Isabel wird ein wildes, aufsässiges Mädchen, fest entschlossen, für ein Leben zu kämpfen, das ihre Mutter nicht haben konnte.
In den späten Sechzigern ist Isabel in der Frauenbewegung aktiv. Umgeben von gleichgesinnten Journalistinnen schreibt sie »mit einem Messer zwischen den Zähnen« und fühlt sich erstmals wohl in ihrer Haut. In drei Ehen erlebt sie, wie sie als Frau in Beziehungen wachsen kann, wie man scheitert und wieder auf die Beine kommt und dass man sich der eigenen sexuellen Wünsche selbst annehmen muss.
Was wollen Frauen heute? Liebe und Respekt und vor allem auch Kontrolle über Leben und Körper und Unabhängigkeit. In diesen Hinsichten aber gibt es noch *sehr* viel zu tun, sagt Isabel Allende. Und dieses Buch, so ihre Hoffnung, soll dazu beitragen, »unsere Töchter und Enkeltöchter zu inspirieren. Sie müssen für uns leben, so wie wir für unsere Mütter gelebt haben, und mit der Arbeit weitermachen, die wir begonnen haben.«
Was bedeutet es, eine Frau zu sein? Isabel Allende ist eine Ikone, eine weltweit geliebte Schriftstellerin und das Vorbild vieler Menschen. In diesem leidenschaftlichen, provokanten und inspirierenden Memoir hält sie Rückschau auf ihr Leben und schreibt über *ihr* wichtigstes Thema – es ist der bewegende Appell einer großen Feministin.

Isabel Allende, geboren 1942 in Lima, ist eine der weltweit beliebtesten Autorinnen. Ihre Bücher haben sich millionenfach verkauft und sind in mehr als 40 Sprachen übersetzt worden. 2018 wurde sie – und damit erstmals jemand aus der spanischsprachigen Welt – für ihr Lebenswerk mit der *National Book Award Medal for Distinguished Contribution to*

American Letters ausgezeichnet. Isabel Allendes gesamtes Werk ist im Suhrkamp Verlag erschienen.

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *Mujeres del alma mía* bie Plaza & Janés, Barcelona.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Der vorliegende Text folgt der deutschen Erstausgabe, 2021.
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021
© Isabel Allende, 2020.
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere
Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der
jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.
Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.
Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der
jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.
Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.
Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbeke, Naumann, Thoben, Köln
eISBN 978-3-518-76777-1
www.suhrkamp.de

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.
Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.
Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.